Heimatland

Heimatbund Niedersachsen e.V. Gegründet 1901

Heft 2/April 2021

Jahrgang 2021, Heft 2 ..... Mit Veranstaltungskalender April/Mai/Juni 2021

Heimatland

Zeitschrift für Heimatkunde · Naturschutz · Kulturpflege

Herausgegeben vom Heimatbund Niedersachsen e. V., Hannover. ..... Gegründet 1901

Inhaltsverzeichnis

Das bewegt mich (Heinz-Siegfried Strelow) ... 51
Die „Gedenkblätter“ des hannoverschen Philosophen Ludwig Klages 52
Thomas Kinzel: Johann Gustav Reinbeck – Prediger aus Celle 63
Werner Vahlbruch: Das Amt Ruthe und seine Ortschaften 68

Am schwarzen Brett
Veranstaltungen April, Mai und Juni 70

Erlesenes von Georg Ruppelt
Hunger, Leid, Flucht – Nachkriegsbriefe aus Deutschland 71

Plattduitsch
Büst du de Midd, de Midd vun de Welt? 76

Heimatspiegel
Abschied von Hannovers „Kronsberger Hof“ 78
Natternkopf und Heide-Schleimfuß 81
Ringen um den Standort der Varusschlacht .. 83
Auf dem Dorf ist jeder mit jedem verwandt ... 85

Aus dem Vereinsleben
Geburtstage – Hochzeitstage – Verstorbene 87
Leserbrief zum Bericht über Natürliche Zuwanderer in HL1/2021 89

Unsere Gruppen berichten
Bad Münder: Söltjer Band 45/2021 90
Calberlah: Arbeitskreis Pflege der Streuobstbestände 91
Calberlah: Schottergärten – Freud oder Leid? 92
Pinkenburger Kreis: Neuer Vorstand gewählt 93
Sievershausen: 100. Geburtstag von Elfriede Köhne 94
Sievershausen: Vom Fuhrwerk zum Automobil..... 96

Unsere Gruppen kündigen an 99

Veranstaltungen 99

Neue Bücher 99

Das Titelbild zeigt:

Boletus pinophilus, Kiefern-Steinpilz (*s. Bericht auf Seite 81 von Hans Manhart*)

Das bewegt mich

STICHWORT: Der stumme Frühling

Solange ich mich zurückerinnern kann, gehörten die Heischezüge der Junggesellen, bei denen kostümierte Jugendliche in den Tagen vor Rosenmontag und Aschermittwoch lärmend durch das Dorf zogen und für „das Austreiben der Wintergeister“ einen nahrhaften Obolus forderten, zum Bild meiner engeren Heimat zwischen Hannover, Hildesheim und Peine. Dieser Faslams-Lärm fand dieses Jahr nicht statt. Corona obsiegte über das Brauchtum.

Und was wird mit den Osterfeuern? Werden sie entzündet werden? Wohl kaum. Und was ist mit den Maifeiern? Wird es Kundgebungen, wird es fröhliche Tanzveranstaltungen geben? Wohl kaum. Und was ist mit den Fronleichnamsprozessionen in den katholischen Regionen unserer Heimat? Werden die Glocken zu ihnen rufen? Wohl kaum. Und schließlich: die Schützenfeste, für viele Dörfer immer noch wichtige Feiern zwischen Frühling und Sommer. Werden die Fahnen zum Umzug wehen? Wohl kaum. Corona obsiegt über dem Brauchtum.

So kann man die Litanei fortsetzen und konstatieren: Ja, es wird ein stummer Frühling. Nicht im Sinne von Rachel Carsons 1962 erschienenen berühmten Buch, das vor dem Verschwinden der Singvögel warnte, sondern im Sinne des Verschwindens, Verklingens, Verstummens der lokalen und regionalen Bräuche angesichts eines unsichtbaren Feindes: Corona.

Gewiss, in vielen Regionen, zumal den urbanen, spielt das althergebrachte Brauchtum kaum noch oder gar keine Rolle mehr. Aber in einigen ländlichen Gebieten ist das noch anders. Hier freut man sich auf die Weihnachtsfeiern oder das Schützenfest, weil sie dem sozialen Zusammenhalt dienen. Aber auch in den großen Städten trifft es die Menschen auf ihre Art: Die Hannoveraner werden auch in diesem Jahr aller Voraussicht nach weder Festivitäten in Herrenhausen noch am Maschsee oder in der Altstadt genießen können.

Dort, wo es noch Bräuche und Traditionen gibt, legt nun die Pandemie die Axt an ihre Wurzeln. Und die Sorge ist: Wenn erst einmal eine Tradition abgerissen, unterbrochen ist, wird sie dann, wenn irgendwann der Corona-Spuk vorbei sein sollte, auch wiederbelebt? Oder erleben wir hier einen Exitus, vergleichbar mit jenem, der sich im Gastronomiegewerbe oder dem kleinen Einzelhandel ankündigt?

In der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ schrieb ein Autor Anfang Januar, die Corona-Pandemie sei allein mit der Pest vergleichbar. Das mag manchem Leser vielleicht als zu hoch aufgehängte Gleichsetzung erscheinen. Das Grauen der Pest hat von uns niemand erlebt, die damaligen unzulänglichen medizinischen und hygienischen Gegenmaßnahmen können wir nur erahnen. Und dennoch spüren wir, dass diese Pandemie in kommenden Geschichtsbüchern die Überschrift für die Jahre 2020 und 2021 sein wird – und nicht der Brexit, Trumps Abgang oder ähnliche Fußnoten der Weltgeschichte.

Heinz-Siegfried Strelow

Der 1872 in Hannover geborene und 1956 im schweizerischen Kilchberg gestorbene Philosoph, Graphologe und Psychologe Ludwig Klages genoss zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland in weiten Kreisen eine große Popularität. Weit unbekannter ist hingegen seine Biographie.

In seinen bislang unveröffentlichten „Gedenkblättern", die sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach befinden, setzt sich Ludwig Klages mit seinem Lebensweg auseinander.

Aus dieser jetzt von Heinz-Siegfried Strelow herausgegebenen Autobiographie (167 Seiten, 35 Abbildungen; Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2020, ISBN 978-3-8260-6697-9) geben wir in Auszügen seine Erinnerungen an die hannoversche Heimat, das Elternhaus und dortige Weggefährten wieder.

Die „Gedenkblätter" von Ludwig Klages

Herkunft, Elternhaus, Kinderjahre

Dort, wo die letzten Ausläufer der mitteldeutschen Hügellande an die weite niederdeutsche Tiefebene stoßen, liegt die Stadt Hannover, deren Name erklärt zu wurden pflegte aus: am „hohen Ufer" (Hohenover), nämlich des kleinen Flusses Leine gelegen, der sich in die zur Weser fließenden Aller ergießt. Vor der Völkerwanderung saßen dort die Langobarden, nach ihr die Sachsen, ein Teil der Langobarden und die Thüringer. Längst ehe Klages um die Herkunft seines Namens wusste und sich irgendwelche Gedanken darüber machte, warum der Christmarkt „Klagesmarkt" hieß, hatte er sich notiert, über seiner Heimatstadt liege der Hauch „verwesender Götter" und insbesonderheit der Schatten Wodans. Erst Jahrzehnte später las er in Pfannenschmidts „Germanischen Erntefesten" S. 233 folgenden Passus: „In Seelze, unfern Hannover, zieht am Christabend der ‚Klages' mit seinem Gehülfen um und läßt die Kinder beten und teilt ihnen, wenn sie ihre Sache gut machen, Gaben, Äpfel, Nüsse usw. aus, während er sie im entgegengesetzten Falle straft. Der Klages hat sich verkleidet und reitet auf einem mit Stroh umwundenen Stecken, worüber Zeug gezogen ist. Dieser Stecken hat an den Seiten Flügel und der Kopf einen Gänsehals – also die ganze Gestalt die Figur einer Gans. Da nun der Klages, d. i. der St. Nicolaus, als Stellvertreter des Gottes Wodan überall in Deutschland und auch in den niedersächsischen Dörfern zur Weihnachtszeit auf einem Schimmel reitend erscheint, so haben wir hier die früher unverstandene, jetzt vollständig klare, aber dennoch merkwürdige Tatsache, dass statt Wodans heiligem Pferde die Gans als sein heiliges Tier hervortritt."

Südwestlich der Stadt erstreckte sich im Vorort Linden ein flacher Hügel, der „Lindener Berg" genannt, bekrönt von zahlreichen

Windmühlen und flankiert von Fabriken, aus deren himmelhohen Schloten infolge der damals noch nicht erfundenen Verbrennungstechnik die fette Steinkohle unablässig als dickschwarzer Rauch aufquoll und bei den vorherrschenen Westwinden auf die Stadt beständig einen feinen Regen von Ruß herabrieseln ließ, der es z. B. meist unmöglich machte, Wäsche im Freien zum Trocknen auszubreiten, da sie alsbald besät war mit Tausenden von schwarzen Punkten. Nimmt man hinzu den zeitweise die Luft mit einem unbeschreiblichen Aroma durchsetzenden „Höhenrauch", von den zwecks Urbarmachung entfachten Heidebränden herrührend, so wird es verständlich, dass die Atmosphäre dort – besonders an hellen Sommertagen – unvergleichliche Farbenspiele darbot, bald ein zart verschleiertes Blau, bald ins Grünliche, bald ins Messingfarbene hinüberspielend. Klages hat damals Sonnenuntergänge von einer tiefgoldenen und zugleich drohenden Pracht erlebt wie nirgends und niemals mehr, selbst nicht im schon maritimen Paris.

Um das Ureigentümliche gewisser Luft- und Landschaftsstimmungen der hannoverschen Gegend kennenzulernen, muss man vertraut sein mit Moor und Heide von dazumal. Dazu verhelfen noch heute einem jeden manche Gedichte von Droste-Hülshoff, so z. B. „Der Heidmann". Die darin eingeflochtene Schilderung eines derart nur in der Heide vorkommenden Nebelphänomens stimmt bis in die letzten Feinheiten. Die beiden für den Bewohner andrer Landschaften kaum vollverständlichen Schlussstrophen beziehen sich auf einen beginnenden Heidebrand. Solche hat von Anfang bis Ende der Knabe, von dem wir sprechen, während seiner Besuche bei den mütterlichen Großeltern mit bangem Staunen genau so gesehen, aber im späteren Leben nirgendwo sonst.

In einem Halbkreis, der sich von Süden über Osten bis gegen Norden hinzog, war die Stadt von einem herrlichen Hochwald

Ludwig Klages als Jüngling, um 1887

umgeben, der „Eilenriede", die von einem bis zum andern Ende zu durchwandern ungefähr drei Stunden in Anspruch nahm. Man sah dort Eichen, Buchen, Fichten, Erlen und Ulmen; dazu die tiefschwarze Humuserde, aus deren kristallklaren Lachen Bäume und Himmel nachtdunkel zurückstrahlten. Überall verbreitete sich dichtes Unterholz, zumal prächtige Farne; und im Frühjahr schien der Boden zu leben von wellenschlagenden Teppichen weißer und rötlicher Buschwindröschen. Nicht fehlt es an Gasthäusern mit teilweise altertümlichen und wunderlichen Namen. So bot sich zur Rast der Döhrener Turm, angeschlossen an einen tatsächlich sehr alten Rundturm des Vorortes Döhren, ferner der Reihe nach Bischofshole, Pferdeturm, Steuerndieb, List, das „Neue Haus" mit einem Irrgarten, die beide längst nicht mehr neu waren, ferner der üppige und ungewöhnlich tierreiche Zoologische Garten. Weiter hinaus befand sich ein Tierpark mit frei umherlaufendem Wild, darunter mäch-

tige Damhirsche. Dort fanden alljährlich die Schulfeste mit patriotischen Reden statt, für die Klages nicht das mindeste Verständnis aufbrachte und auf denen er sich mit dem später zu erwähnenden Schulfreunde nach Möglichkeit „seitwärts in die Büsche schlug“.

Hannover hatte damals noch den Charakter der welfischen Residenzstadt mit vielen Beamten, zierlichen Villenstraßen und war voller Abneigung gegen die Preußen, auf welche die Buben Spottlieder sangen, bis es von der Polizei verboten wurde. In der Schlacht bei Langensalza, in welcher der Vater von Klages als Berufssoldat gegen die Preußen mitkämpfte, hatten zwar die Hannoveraner gesiegt, wurden dann aber, wie es hieß, an die Preußen verraten, da der blinde König Georg die Sachlage nicht mehr recht übersehen konnte; weshalb die gewünschte Vaterländerei zunächst nicht recht aufkommen wollte. An das vertriebene Herrscherhaus erinnerte nicht nur das Schloss an der Leine sowie das Welfenschloss, sondern vor allem das wunderbare „Herrenhausen“, entfernt dem „Schönbrunn“ bei Wien ähnelnd, zur Hälfte im Versailler, zur Hälfte im englischen Stil ausgeführt, mit Kaskaden, Sommertheater, Barockfiguren, geschnittenen Hecken und vielen Springbrunnen, dessen größter in ein riesiges Rundbecken an mehreren Wochentagen die Wasserstrahlen der „höchsten Fontäne Europas“ niederrauschen ließ. Tatsächlich hatte sie, wo sie aus einem erzenen Blumenkelch hervorbrach, den Durchmesser von schätzungsweise einem Meter und erreichte eine Höhe von siebzig bis achtzig Meter. Kilometerlange schnurgerade Alleen mit Fahrstraßen und Reitwegen führten zwischen Teichen und anmutig verteilten Baumgruppen in diese Wunderwelt, wo sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Philosoph Leibniz mit der Prinzessin Sophie Charlotte peripathetisch erging. Zu den besonderen Sehenswürdigkeiten gehörte ein Gewächshaus von erstaunlichen Dimensionen mit der „größten Palme der Erde“, ein unwahrscheinlich hoher Baum, der sich alljährlich mit Blüten bedeckte und in solchem Tempo wuchs, dass der Glasturm, worin er stand, wieder und wieder um ein Stockwerk erhöht werden musste. In der Nachkriegszeit ist er aus Heizungsmangel erfroren. – In Herrenhausen war es, wo Klages die Anregungen z. B. zu dem Gedicht „Wie im Parke die Dächer aus triefenden Zweigen ...“ empfing.

Westlich und südwestlich an Hannover grenzte, teilweise noch von der Stadt umgeben, eine etwas eingetiefte Wiese, die „Masch“, anfangs mit endlosem Ausblick bis zu den dichtbewaldeten „Bergen“ des „Deisters“ (405 m hoch), später von einem Bahndamm durchzogen. Sie wurde jeden Herbst durch Stauung der Leine unter Wasser gesetzt und bot dann Gelegenheit zu ausgiebigen Kahnfahrten; im Winter aber verwandelte sie sich in eine spiegelblanke Eisfläche, wie Klages eine so geräumige nie wieder gesehen hat.

Es fehlte auch nicht an einem Altstadtkern mit dem hochwertigen gotischen Rathaus und der gotischen Marktkirche sowie dem zeitlich späteren Leibnizhaus; doch überwog weit die neuere Stadt, deren Bauten kaum über das Biedermeier hinausreichten. Charakteristisch waren: Villen in etwas verwässertem Tudorstil mit entzückenden Vorgärten voller Flieder, Akazien und Goldregen und zahllose Häuser aus rotem oder gelbglasiertem Backstein in noch mehr verwässerter Gotik, als deren Initiator ein Architekt namens Hase galt; wovon eine Folge, daß Klages eine Vorliebe für Backsteinbauten behielt und die Altgotik des Nordens, die bis hoch ins Baltikum hinaufreicht, zeitlebens der andern vorzog.

Klages wurde geboren am 10. XII. 1872 in einem langgestreckten Häuschen, das als junger Mann, bevor es abgerissen wurde, nicht photographiert zu haben, er noch heute bedauert. Es hatte außer dem ebenerdigen Untergeschoß nur noch ein einziges

Ludwig Klages mit seinen Eltern, ca. 1876

Stockwerk und lag mit winzigem Vorgärtchen an einem stillen, krummen Gässchen, die Warmbüchenstraße, gegenüber dem ältesten Friedhof der Stadt, auf dem sich geschützte Gräber befanden aus der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts und der Romantik mit Totenurnen und lodernden Herzen. Eines davon war mit einer gewaltigen Steinplatte bedeckt, welche die Aufschrift trug „Auf ewig geschlossen". Aber, siehe da, die Wachstumskraft eines Samenkorns hatte den Stein durchbrochen, ein prächtiger Baum erhob sich über der gesprengten Platte, und es ging die Sage, daß solcherart der Tote sich gerächt habe an seinem Mörder, der mit dem Stein sein Verbrechen für immer in den Boden zu versenken gedacht hatte. Dicht hinter dem Geburtshause trennte eine hohe Mauer das kleine Grundstück von einem riesigen Park voll breitwipfliger Bäume, deren Sausen und Brausen bei jedem stürmischen Wetter so tief in die Seele des Kindes hineinklang, daß fast alle Dichtungen des Jünglings davon widerhallen.

Klages mochte das vierte Lebensjahr vollendet haben, als die alte Wohnung aufgegeben und eine geräumigere an der „Hildesheimerstraße" No. 225 bezogen wurde, deren Verlängerung bis nach Hildesheim führte. Selbst wer vor dem zweiten Weltkrieg, etwa zwischen 1920 und 30, Hannover aufsuchte, gewann keine Vorstellung mehr von dem Aspekt dieser Stadtgegend im 19. Jahrhundert. Der Knabe hatte das Glück, aus dem geheimnisvollen Winkel seiner nur in Fragmenten noch nebelhaft gegenwärtigen Kleinkindphase in eine anmutige Gegend versetzt zu werden. Mit der Vorderseite blickte das zweistöckige Haus (samt gotischer Dachgestaltung) auf die beidseitig mit Linden bepflanzte, damaliger Auffassung gemäß breite und von einer „Pferdebahn" bevölkerte Straße, deren Gegenseite gebildet wurde von dem mit Obst- und andern Bäumen bepflanzten Park des sog. Schwesternhauses (für alte Damen), der jeden Frühling im Blütenflor prangte. Nach rechts vom Balkon sowie aus dem einzigen Fenster der rechtsseitigen Wohnstube sah man wiederum in eine parkartige Anlage, nämlich in den

Das elterliche Wohnhaus in der Hildesheimer Straße Nr. 225

zur städtischen Blindenanstalt gehörenden „Blindengarten“, wo die ihres Augenlichtes Beraubten oft handwerklichen Betätigungen oblagen, vor allem dem Seilflechten. Auch nach rückwärts war über den Hinterhof und einen niedrigen Schuppen freie Sicht auf einen großen Zimmerplatz. Links, wo sich unmittelbar die Mauer des gleichgestalteten Nebenhauses anschloss, befand sich die Treppe zum ersten (Kl.-Wohnung) und zum zweiten Stock, ab dann eine leiterartige Stiege zum sog. Boden (nordd. Name für Speicher, hübscher Beleg zum „Gegensinn der Urworte“) mit Schrägwänden, Gerümpel und lockenden Dachfenstern.

(...)

Die Vorfahren des Vaters waren sesshafte Bauern mit kleinem Dorfladen in *Gladebeck*, inmitten des Hügelgebietes zwischen Weserbergland und Harz gelegen und von Göttingen aus in etwa dreistündiger Fußwanderung erreichbar. Das Dörfchen hat vielleicht noch heute keine Bahnverbindung. Klages besitzt die Urkunde, durch die die Familie im 17. Jahrhundert zu sog. Freibauern erklärt wurde. Den Großvater hat Klages schon nicht mehr gekannt, die Großmutter aber wurde 80 Jahre alt, und besonders die Vaterschwester, die – mannweiblich geartet – bis zu ihrem im 71. Jahre erfolgten Tode als Verwalterin in dem Fachwerkhaus mit großer Scheune, Vorgärtchen und Zwetschgengarten verblieb, steht sehr deutlich in seiner Erinnerung. Der Vater von Klages, 1842 geboren, hatte kaum die primitive Dorfschule hinter sich, als er mit 17 Jahren die damals völlig verarmte Familie verlassen musste und in hannoverschem Dienste Soldat wurde. Aus Vorbildungsmangel konnte er es nur zum Unteroffizier bringen, versah dann die Obliegenheiten eines sog. Fouriers (= Quartiermachers) und brachte aus der Schlacht bei Langensalza eine Auszeichnungsmedaille mit. Nach der Kapitulation wurde den hannoverschen Truppen freigestellt, in die preußische Armee einzutreten. Er fand es mit seiner Gesinnung unvereinbar, im Heere des soeben bekämpften Feindes zu dienen, und so stand der ungefähr Fünfundzwanzigjährige und als bereits mit seiner späteren Gattin Verlobte mittellos vor dem Nichts.

So blieb ihm nichts anderes übrig denn als *Lehrling* einzutreten in das Tuchgeschäft seines älteren Bruders zu Hannover, eines finsteren und sozial streberhaften Mannes, mit dem er wenig harmonierte. Das war der erste schwere Schlag im *tragischen* Leben von Ludwigs Vater. Nach sieben Jahren erfolgreichen Heeresdienstes, geliebt von seinen Leuten und wegen seines unbestechlichen Gerechtigkeitssinnes hoch geachtet von seinen Vorgesetzten, eine unerwünschte Laufbahn völlig von vorn beginnen zu müssen und die heißersehnte Verehelichung ins Unbestimmte hinausgeschoben zu sehen, das ist fürwahr kein leichtes Los. Indes, mit der ihm eigenen Arbeitsamkeit wurde er Schritt für Schritt aller Schwierigkeiten Herr, machte sich nach einigen Jahren als sog. Reisender für Damenstoffe selbständig und begründete bald nach 1870 mittelst einer kleinen Leihsumme, die er kurz darauf zurückzuzahlen vermochte, seinen Hausstand.

Ab dann war sein berufliches Leben ausgefüllt von periodischen ziemlich anstrengenden Reisen, die nach und nach größere Kreise zogen, vielem Briefeschreiben, Buchführen und Paketepacken.

Hier sei nun etwas über seinen Charakter gesagt. Er war eine schwerblütige, das Leben ernst, allzu ernst nehmende, von unüberbietbarem Pflichtgefühl erfüllte Natur, hinter deren äußerer und bis zur Pedanterie gehenden Strenge (gegen andre wie sich selbst) eine mühsam beherrschte Weichherzigkeit sich verbarg. (…) Seine Rechtlichkeit ging so weit, daß er seine Kunden, auf deren Kauflust er doch angewiesen war, von den ihm nicht gefallenden Mustern abriet; was ihm in der Geschäftswelt zu hohem Ruf verhielf. „Das war der letzte königliche Kaufmann“, sagte längst nach seinem Tode zu

Der Vater Louis Klages als königlich-hannoverscher Unteroffizier

seinem Sohn ein mit dem Vater befreundet gewesener Geschäftsherr.

(...)

Sehr anders und teilweise komplementär war die mütterliche Linie, namens *Kolster*, beschaffen. Den über 70jährigen Großvater hat Ludwig als kleiner Junge noch gekannt, die jenen weit überlebende Großmutter steht ihm noch deutlich vor Augen. Zwei Söhne und vier Töchter waren der Ehe entsprossen, von Ludwig aus gesehen: Onkel Heinrich, Onkel August, Tante Ida, Tante Auguste, Tante Hermine, endlich Helene, seine Mutter. Alle hatten den leichten Sinn, der jeder Lebensfreude offen steht und für Abwechslung, Scherz und Heiterkeit empfänglich ist; in drei Fällen allerdings (August, Heinrich, Hermine) bis zum eigentlichen Leichtsinn führend, und alle neigten zur *Vertrauensseligkeit*. Selbst der ausgesprochen größere Ernst von Ludwigs Mutter blieb immer noch weit entfernt von der Schwerblütigkeit des Vaters. – Die Großeltern samt Onkel Heinrich wohnten in einer entzückenden Kleinstadt inmitten der Lüneburger Heide, Walsrode geheißen, nicht gar weit entfernt vom berühmten Fallingbostel, berühmt wegen seiner staunenswerten „Hünengräber". Man gelangte von Hannover dahin, indem man nach kurzer Bahnfahrt die gelbe mit Pferden bespannte Postkutsche bestieg, die dabei unter anderem eine Furt der Aller auf einem Floß überqueren musste, was auf den Knaben jedesmal einen großen Eindruck machte. Das mit Beischlag versehene anheimelnde Haus lag am baumbepflanzten Marktplatz gegenüber der Kirche und barg das gesuchteste Gastlokal und die größte Bäckerei des Ortes; kurzum, Großvater und Onkel waren Bäcker und Gastwirt in einem und gehörten zu den „Honoratioren" des Städtchens. Dem Hause schlossen sich an Hof, Scheune und ein üppiger Obstgarten mit Erdbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren. Ludwig zählt die dort verbrachten Sommer- und Herbstferienwochen mit weiten Ausflügen in die lilafarbene Heide und ihre endlosen Fichtenwälder zu den schönsten seines Lebens.

Sechs Jahre lang war Ludwig das einzige Kind. Dann wurde sein Schwesterchen geboren, das ihm anfangs ein entzückendes Spielzeug bedeutete und in der Folge sein bester Kamerad wurde. Wenn nun auch ab dann aus dem Alleinsein ein Zuzweisein geworden war, so blieb Ludwig jedoch ein typischer Einzelgänger, der die Langeweile allenfalls unter Genossen kannte, nicht aber, wenn er für sich allein sein durfte. Sehr früh bekam er Märchen zu hören, die sein Vater, der doch niemals Grimms Auswahl in seinen Händen gehabt hatte, nach mündlicher Überlieferung fesselnd zu erzählen wußte. Das Zweibrüdermärchen war das Lieblingsstück beider.

(...)

Am Südende der Hildesheimerstraße lag der größte und schönste Friedhof der Stadt,

weshalb am Hause fast täglich schwarz panaschierte Leichenzüge vorbeizogen, darunter der Zeitsitte gemäß viele von Blasmusik begleitet, deren Hauptthema Chopins sog. Trauermarsch war. Diese pomphaften Begängnisse machten auf den Knaben einen ebenso gewaltigen wie düstern Eindruck, der noch verstärkt wurde durch den sonderbaren Umstand, dass die Stadt Hannover an auffallenden Straßenecken überall Sarggeschäfte aufwies. So geschah es, dass schon im Kinde der Todesgedanke genährt wurde, wovon wir genaueres unter „Schulzeit" hören werden.

Die Schulzeit

Mit sechs Jahren erfolgte unter bangen Erwartungen der Eintritt in die Schule. Es war eines der beiden sogenannten humanistischen Gymnasien, genannt Lyzeum I, in *einem* Gebäude zusammengeschlossen mit der sog. Realschule, in der nur Französisch und Englisch und nicht Lateinisch und Griechisch bei stärkerer Betonung von Mathematik und Physik zum Lehrplan gehörten. Von diesem Lyzeum I, das längst das 500jährige Bestehen seines Jubiläums gefeiert hat, muss etwas gesagt werden. Das aus Quadern errichtete Gebäude lag in Schrägstellung am hannoverschen „Boulevard", d. i. der sehr breiten Georgstraße mit Bäumen, glänzenden Läden, mehreren Denkmälern, vornehmen Restaurationen, dem prächtigen Theater usw., allabendlich fast festlich beleuchtet und die gesuchteste Promenade aller Müßiggänger der guten Gesellschaft, wo zwischen Männlein und Weiblein intime Bekanntschaften angeknüpft wurden. Vor dem Schulgebäude ein großer Platz; auf gewaltigem Sockel eine weit überlebensgroße Schiller-Statue. Doch das nebenbei. Besagtes Lyzeum I war berühmt, um nicht zu sagen berüchtigt, indem fast die gesamte Lehrerschaft aus Originalen und schnurrigen Käuzen bestand, von denen jeder seine absondern Gewohnheiten hatte, jeder sein Steckenpferd ritt und demgemäß zwar in sonst allem Möglichen, nur eigentlich nicht im vorgeschriebenen Fach unterrichtete.

Um das gleich vorauszuschicken: Ludwig begegnete seinen Mitschülern mit scheuem Wohlwollen, das alsbald freilich einen Knick bekam, und sah bis zum 13. Jahre (der Tertia) in den Lehrern Halbgötter. Da überdies zuhause jedes Zeugnis vom Vater, der fast nie lobte und fast immer tadelte, eingehend durchgesehen wurde und z.B. ein „Aufmerksamkeit: recht gut" statt „sehr gut" inquisatorische Ausfragung und mehrtägige Verstimmung zur Folge hatte, arbeitete er mit wildem Fleiß, war deshalb in den drei unteren Klassen, der sog. Vorschule, der Erste (= den obersten Platz innehabend = höchste Auszeichnung) und besonders als derjenige geschätzt, der am besten Gedichte hersagen könnte. Der leiseste Tadel trieb ihm das Blut ins Gesicht, das geringste Versagen drückte ihn tagelang nieder. Und doch kam er sich wie der heimliche König seiner Mitschüler vor, teilte auf dem Schulhof gutgläubig Befehle aus, bis er einmal unerwartet auf Widerspruch oder Spötteleien stieß; da er denn sogleich alle Fühler einzog und, obwohl von Lehrern wie Kameraden gern gesehen, ein für allemal in sich selbst zurückfloh.

Auf die Vorschule folgte die Sexta, in der das Latein begann, dann Quinta, dann Quarta. Bis zur Quinta ging es noch gut, obwohl sich alsbald herausstellte, dass Ludwig mit *abnormem Un*vermögen zum Erlernen von Fremdsprachen behaftet war. Um nicht hängen zu bleiben, arbeitete er mit ungesund übertriebenem Fleiß. Noch entsinnt er sich. Es wurde einmal eine sogenannte Enquete über die Stundendauer der Hausarbeit jedes Schülers gemacht. Er wollte die Zahl herabsetzen, aber der Vater erlaubte es nicht, und so musste der Sohn die beschämende Tatsache erleben, dass von *sämtlichen* Schülern des Gymnasiums er weitaus die längste und von den Lehrern mit Kopfschütteln quittierte Arbeitszeit benötigte.

In der Quinta, also mit 11 Jahren, entstand sein erstes „Gedicht“, das ihn mit innerem Jubel erfüllte. Inzwischen aber hatte seine Zauberei von neuem begonnen; und, so unglaublich es klingt, sie überfiel ihn auf dem Hin- und Rückweg zur Schule (jeweils rund zwanzig Minuten). Allein der Übergang zur Tertia hatte für ihn noch eine andere, und, wie freilich erst im späteren Leben sich herausstellte, verhängnisvolle Folge. Zu ihrem Verständnis muss hier etwas über die Sinnesart der hannoverschen Bevölkerung eingeschaltet werden. – Wie aus der unter der Aufschrift „Anton Reiser“ veröffentlichten Selbstbiographie von Karl Philipp Moritz (1756–1793) hervorgeht, lässt sich *die* Physiognomie des Hannoveraners, von der hier die Rede sein soll, um jedenfalls anderthalb Jahrhunderte zurückverfolgen und hat erst eine entscheidende Wandlung erfahren *nach* dem ersten Weltkrieg. Als typische Eigenschaften darf man bezeichnen: Gutmütigkeit, Treuherzigkeit, Redseligkeit (aber langsamen Tempos), eine etwas naive Neugierde, gelegentlich ein wenig Ruhmredigkeit, zur Philisterei geneigtes Biedermannstum, bei aller Tüchtigkeit Hang zur Bequemlichkeit mit Kaffeeklatsch, Kegelschieben und Vereinsmeierei und einen durch nichts zu erschütternden Glauben an die Vortrefflichkeit der eigenen Sitten und Konventionen bei zugleich doch wieder kritiklosem Respekt vor dem ganz Fremdartigen und besonders „Weithergeholten“. In alledem dürfte er sich wenig unterschieden haben vom besser gestellten Spießbürgertum mittelgroßer Städte, zumal wenigstens Nordwestdeutschlands. Es kam aber etwas anderes allzu Menschliches hinzu, worin der Hannoveraner, wenn nicht alle Zeichen trügen, viele seiner Zeitgenossen übertraf. Es durften nicht nur die Bäume nicht in den Himmel wachsen; sondern es durfte auch keiner das allgemeine Maß in merklicher Weise überschreiten. Geschah das dennoch, so war er ein „aus der Art Geschlagener“, der

Die Schulklasse am Lyzeum I Hannover. Ludwig Klages steht in der zweiten Reihe ganz rechts.

Abneigung und einen in Verhöhnung sich Luft machenden Widerwillen erregte.

In der Untertertia nun wurde er bekannt mit dem dort hängen gebliebenen Juden Theodor Lessing. Zufällig hatten beide denselben Weg nach Hause, nur dass der von Klages um wenige Minuten länger war. Und alsbald offenbarte es sich, dass auch Lessing heimlich dichtete; von welchem Augenblick an zwischen beiden eine schwärmerische Schülerfreundschaft sich anzuspinnen begann.

Die Eltern Lessings bewohnten an der Hildesheimer Straße eine anmutige Villa mit Vor- und Hintergarten, der kurzwüchsige und theatralisch cholerische Vater war Arzt, über den allerlei dunkle, unkontrollierbare Gerüchte umliefen. Die Mutter und jüngere Schwester traten nur selten in Erscheinung. Das Familienleben muss grauenhaft gewesen sein, wie Klages aus gelegentlichen Verzweiflungsausbrüchen des Freundes, die er kaum halb verstand, lückenhaft erschloss. (Der herangereifte Lessing hat das in mehreren Kapiteln seiner Bücher aufs Widerwärtigste beschrieben.)

(...)

Lessing war ein Fall der nicht seltenen orientalischen Frühreife. Die Verse des fünfzehnjährigen standen an Gewandtheit kaum hin-

ter denen eines Heine zurück; seine diffusen und sehr oberflächlichen Literaturkenntnisse wusste er blendend ins Licht zu rücken, seine über alles und jedes gereimt und ungereimt ergehenden Sarkasmen machten auf den *nicht* frühreifen Freund gewaltigen Eindruck. Er hielt Lessing für ein unvergleichliches Genie, neben dem er sich unbedeutend vorkam. Tatsächlich schrieb dieser mit 14 Jahren die völlig fertige Handschrift des Erwachsenen, die – durchaus nicht uninteressant – im Laufe seines ganzen Lebens keine Spur von Weiterentwicklung erfuhr, aber schubweise auf immer tiefere Formniveaustufen absank. Durch seine auf Lehrer wie Mitschüler zielenden Hohnworte und Spottverse war Lessing allgemein *verhasst*, was zur Folge hatte, dass sein ebenso allerseits beliebter Freund mit Leidenschaft für ihn eintrat, wodurch sich die Kluft zwischen ihm und seinen Kameraden mehr und mehr vertiefte.

Es begann nun zwischen beiden Freunden ein Agon des Dichtens, verbunden mit wahlloser Aneignung der sog. schönen Literatur des 19. Jahrhunderts. In der Nähe des Gymnasiums befand sich eine Leihbücherei, aus der jeder von beiden sich mit Stoff versah. (…) Daß infolgedessen die Schularbeiten beider Freunde weitgehend vernachlässigt, die Noten immer schlechter wurden und der ganze Schulbetrieb ihnen im Lichte einer scheußlichen Quälerei erschien, braucht keines Wortes. Die beiderseitigen Väter bemühten sich daher, dem Verkehr der Knaben Einhalt zu tun. Klages Vater *verbot* den Umgang kategorisch. Der Vater Lessings ging nicht so weit, suchte seinen Sohn aber abzulenken. Allein dem gemeinsamen Nachhauseweg konnte man nicht wehren, und übrigens war die Folge, dass beide sich heimlich zusammenfanden, bald in Lessings Zimmer, bald in der Eilenriede oder an entlegenen Stellen der Leine, wodurch die aus wechselseitiger Neigung und mehr noch Bewunderung gemischte Freundschaft erst vollends gefestigt wurde.

Die Jugendfreunde Theodor Lessing und Ludwig Klages

Wie nicht ausbleiben konnte, wurde ihr Dichtertum schließlich in der Schule bekannt, und damit begann für beide ein Spießrutenlaufen, das für die damalige Zeitlage wie auch für Hannover gleichermaßen lehrreich ist. Von den Klassengenossen aufgehetzt, sammelte sich auf dem Nachhauseweg ein immer wachsendes Rudel kleinerer Jungen, die mit Gröhlen und Kreischen und Fingerzeigen hinter ihnen herliefen, unablässig (in hannoverscher Mundart) wiederholend: „Oeh, da gehen Schiller und Goethe, öh, seht mal Schiller und Goethe, öh, die wollen Schiller und Goethe sein!“ Wandte sich Klages vor Zorn kochend gelegentlich um, damit er einen der Lausbuben erwische, so stürzten alle in die nächst gelegenen Häuser, da denn bald da und dort aus Fenstern geschrieen wurde: „Oeh, diese Faichlinge so'n großer Junge will klanen Jungen was tun! Oeh, diese Faichlinge!“ Dies Theater erregte natürlich Aufsehen bei den Erwach-

senen, die mit höhnischen Mienen und verachtungsvollen Blicken auf die „Dichterlinge“ nicht sparten. Folge: In beiden reifte jene *revolutionäre*, um nicht zu sagen anarchische Gesinnung, welche den Großteil der Menschen für Pöbel hält, Staat und Kirche, Sittengebote, Konventionen von grundaus verachtet und von allem, was Erzieher und Eltern vorpredigen, genau das Gegenteil für richtig ansieht.

(...)

Die Tanzstunde

Ein Ereignis kann nicht übergangen werden: die Tanzstunde. Es klingt vielleicht sonderbar, die damals allgemein übliche Tanzstunde ein Ereignis zu nennen, und allerdings passt der Name nicht auf sie selbst, wohl aber auf die äußeren und inneren Geschicke, die sie zur Folge haben konnte, und sei es nur in dem einen Fall, der uns beschäftigt. Mit wenigen Strichen sei das Äußerliche der Sache gekennzeichnet.

Es dürften mindestens ein Dutzend Jünglinge und ebenso viele Mädchen im Alter von 16–18 Jahren der sog. besseren Stände gewesen sein, welche die Tanzstunde des damals in Hannover berühmtesten Tanzlehrers, eines gewesenen Ballettmeisters, besuchten. Bevor die jungen Leute einander vorgestellt wurden, hatten sie getrennt eine Anstandslehre durchzumachen, worin ihnen beigebracht wurde, wie man sich wechselweise mit Verbeugung, Aufforderung zum Tanz zu benehmen habe und sogar, welche Redensarten und Gesprächsgegenstände dem Rahmen vornehmer Geselligkeit angemessen seien. Erst dann fand man sich zu den gemeinsamen Übungen zusammen. Der Tanzlehrer, entweder ein Italiener oder mindestens einem solchen gleichend, war eine imponierende Erscheinung stark mittlerer Größe mit blitzenden Augen, dessen Anordnungen und Gebärden sich ebenso durch Bestimmtheit wie durch nie versagende Höflichkeit auszeichneten.

Dann aber kam der entscheidende und für ihn schicksalsvolle Abend. – Er tanzte mit einem jungen Mädchen namens Marie W. schon ziemlich regelrecht die besonders beliebte Polka-Mazurka. Sie stolperte, und indem er sie auffing, traf ihn aus ihren braunen Augen ein rätselhafter Blick, der ihn sofort in Flammen versetzte. Er begriff nicht, warum er erst jetzt dies wunderbare Geschöpf entdeckt habe und war von Stund' an bis über die Ohren verliebt. Seine Gedanken kreisten ab nun um diese und nur um diese eine Gestalt, die sein ganzes Seelenleben gefangennahm und in phantastische Liebesträume versetzte. Allein die spielten in einer andern als der gewöhnlichen Wirklichkeit, die mit dem Alltag selbst dann keine Brücke verbunden hätte, wäre überdies zwischen ihn und die Geliebte hindernd jene Befangenheit getreten, die nach dem Urteil vieler Dichter einer musischen Jugend so oft eigentümlich ist. Was nicht alles hätte er ihr

Die Tanzstundenliebe Marie Westen

sagen und erklären wollen und wie gern hätte er mit zagen Worten um eine Zusammenkunft, um einen gemeinsamen Spaziergang gebeten! Aber nichts von alledem kam beim Tanz über seine Lippen, obwohl dem Zweifel an *ihren* Gefühlen sich bisweilen die Ahnung hinzugesellte, dass auch er ihr nicht gleichgültig sei. Begegnete er ihr auf der Straße, so war er einer Ohnmacht nahe, und es kam vor, dass er, von fern sie erblickend, einen Umweg machte, damit sie nicht sein tödliches Erblassen bemerke.

Niemand, so fühlte er, dürfe von dieser Liebe wissen. Die leiseste Anspielung darauf hätte ihn im Innersten verstört. Allein, sobald daheim gelegentlich ihr Name fiel, errötete er und konnte sich lange nicht fassen; was den Vater sofort zu bedenklich musternden Blicken bewog. Ein unseliger Zufall wollte es, dass eine Begegnung beim Nachhauseweg mit dem Freunde stattfand, wo Umkehr unmöglich war. Kaum hatten beide das Mädchen gegrüßt, als der luchsäugige Kamerad, den Farbenwechsel seines Begleiters bemerkend, halb erschrocken, halb triumphierend ausrief: „Du bist verliebt! Du liebst Marie W.!“ Er, dem solche Art von Verliebtheit unbekannt war und lebenslänglich unbekannt geblieben ist, nahm den Fall halb spöttisch, halb ernst, vermied es in der Folge aber doch, den Freund mit ironischen Bemerkungen zu kränken und pflegte ab jetzt an Marie W. abfällige Kritik zu äußern, was freilich jede Wirkung verfehlte, da für Klages der Gegenstand seiner Liebe der Welt der Charaktere mit ihren Vorzügen und Schwächen entrückt war.

Es war Winter, und auf dem Eise der Masch traf sich jeder mit jedem. Teils in Paaren, teils in langen Ketten sauste die Jugend über die schimmernde Fläche dahin, unter ihnen bald zu zweien, bald unter vielen Marie W., während der sehnsüchtige Liebende abseits stand, unfähig sich unter die ihm größtenteils fremde Schar zu mischen. Einmal, als er sie auf dem noch wenig belebten Eise allein antraf, fasste er sich ein Herz, redete sie an und fragte schüchtern, ob sie geneigt sei, sich für den Eislauf ihm anzuschließen. Indessen, sie erwartete ihren Bruder, und vielleicht, weil sie selbst bedauerte, seinem Wunsche nicht folgen zu können, klang ihre, wenn auch begründete Ablehnung etwas kurz und schroff. Obwohl der Liebende sah, dass alsbald der Bruder wirklich erschien und also nicht befürchten musste, die Begründung sei ein Vorwand gewesen, fühlte er sich zerschmettert und gab hinfort jeden Versuch der Annäherung auf.

Inzwischen schien eine zweite und wohl letzte Möglichkeit zu winken. Die Tanzstunde schloss mit einem Ball aller Teilnehmer, und es stand jedem Herrn frei, sich um eines der Mädchen als Tischdame zu bewerben. Marie W. hatte, wie er später vernahm, schon einige Anträge zurückgewiesen, ehe sie dem endlich Entschlossenen ihre Einwilligung gab. Nun saß er, innerlich fiebernd, neben der Geliebten; aber kein auch nur im entferntesten intimes Wort wollte ihm gelingen. Die Unterhaltung blieb trocken und allgemein. Als gegen Mitternacht die Paare sich trennten und die Damen in geschlossenen, pferdebespannten Kutschen abgeholt wurden, war er verzweifelt.

Nachtrag:
Als Klages im Alter von etwa 60 Jahren war und einen Vortrag in Essen oder Bochum in einer Matinee sprach, kam nach dem Vortrag „eine stattliche, schön gewachsene ältere Dame“ ins Rednerzimmer, die sich ihm als seine alte Tanzstundenpartnerin vorstellte. Sie war mit einem rheinischen Fabrikanten verheiratet, hatte drei Söhne und lebte in gesicherten Verhältnissen: „Wir haben uns in der Folge noch drei- oder viermal gesehen und mehere Briefe gewechselt. Aus den ihrigen ging hervor, daß sie fast nur in der verflossenen Jugend lebte, deren Bilder ihr Gedächtnis mit nicht zu überbietender Genauigkeit aufbewahrt hatte.“

Thomas Kinzel

Johann Gustav Reinbeck – Prediger aus Celle

Wegbereiter der Aufklärung, bedeutender Theologe in Preußen und Begründer der Schlesischen Apostel

Im Zeitalter der Gegenreformation wurde Johann Gustav Reinbeck am 25.1.1683 in Celle-Blumlage geboren. Bereits sein Vater Andreas Reinbeck, nachmaliger Pastor, Propst und Superintendent von Lüchow, galt als hochgeschätzter Prediger an der evangelisch-lutherischen Kirche in Celle, was zu damaliger Zeit zum Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg gehörte und bis 1705 Residenzstadt war. Celle war nach Wittenberg die erste Stadt, die sich bereits zu Luthers Zeiten vollständig der Reformation anschloss.

So wuchs Johann Gustav Reinbeck in einem evangelisch-liberalen und gottesfürchtigen Elternhaus auf, welches ihn für seinen eigenen Lebensweg prägte. Es verwundert daher nicht, dass er sich bereits mit 17 Jahren für das Fach Theologie an der Universität Halle qualifizierte. In einer Biographie, die sein Enkel Georg Sigismund Reinbeck 1842 verfasste, heißt es u. a.: „Sein einnehmendes Äußeres, sein sehr geordneter frommer Wandel, sein Wohlwollen gegen Jedermann, seine liebenswürdige Offenheit und Heiterkeit, sein Fleiß und seine in solchem Alter ungewöhnlichen Kenntnisse zogen bald die besondere Aufmerksamkeit der theologischen Fakultät auf sich“. Dies sah auch August Hermann Francke, einer der Professoren an der Universität Halle, der seine Begabung erkannte und ihn fortan protegierte. Dieses Vertrauensverhältnis setzte Johann Gustav Reinbeck auch nicht aufs Spiel, als 1707 der Mathematiker und Physiker Christian Wolff von Leipzig nach Halle wechselte und mit seiner philosophischen Betrachtungsweise das Glaubensgebäude der Orthodoxie und des Pietismus ins Wanken brachte. Die Teilnahme an Wolffs Vorlesungen begründete er seinem Mentor Francke gegenüber, der

Kupferstich von P. Tanjé (1747) nach einem Gemälde von Antoine Pesne. Quelle: Thomas Kinzel

selbst ein Gegner der Wolff’schen Ansichten war, mit dem Sammeln von Argumenten gegen ihn. Gleichwohl öffnete sich Johann Gustav Reinbeck für die Wolff’schen Theorien und baute sie später in seine theologischen Forschungen ein. Reinbeck beendete sein Studium in Halle 1709 und nahm auf Vermittlung Franckes die Stelle des Hilfspredigers an der Friedrichswerder- und Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin an, dem ein Gesuch des dort zweiten Predigers Johann Porst (ab 1713 Propst, ab 1716 Konsistorialrat) vorausging.

Im folgenden Jahr ging er die Ehe mit Margarethe Scott – einer Jugendfreundin aus Celle – ein. Sie heirateten am 25.9.1710 in der

Celler Stadtkirche. Die erste Tochter Sophia Rosina wurde 1711 geboren, der erste Sohn Andreas Robert kam im Krönungsjahr Friedrich Wilhelm I., 1713, zur Welt. Zehn bzw. neun lebende Kinder sollten noch folgen.

Der junge König war von den Predigten Reinbecks derart beeindruckt, dass er über ihn äußerte: „Deutliche Stimme, große persönliche Würde, philosophischer Kopf, gründliche Gelehrsamkeit, vortreffliche Gabe alle in helles Licht zu setzen, sanfte Gemüthsart, Kenntnis des Evangeliums, Überzeugung von dem unendlich großen Wert desselben".

Bei einem derartigen „Zeugnis" des Königs war es logische Konsequenz, den immer noch jungen Prediger mit höheren Ämtern zu betrauen. So wurde er unter Umgehung des sonst üblichen Wahlverfahrens Nachfolger des 1716 verstorbenen Propstes und Inspektors Georg Friedrich Schnaderbach an der Petrikirche zu Berlin-Cölln. Reinbeck trat sein Amt im Oktober 1717 an und galt ab diesem Zeitpunkt als Vorbildtheologe in Preußen und intimer Vertrauter der calvinistisch gläubigen Königsfamilie.

Über diese Entwicklung war auch sein Mentor August Hermann Francke († 1727) sehr erfreut, weniger aber darüber, dass Johann Gustav Reinbeck den Wolff'schen Theorien immer mehr zugeneigt war. Zumal der Philosoph 1723 durch königlichen Befehl und unter Androhung des Stranges des Landes verwiesen wurde und in Hessen Zuflucht fand. Von da an lehrte er an der Universität Marburg. Reinbeck schmerzte dieser große Verlust für die Universität Halle, was in der Folge dazu führte, dass er bereits in den 1730er Jahren einen Weg suchte, Wolff zu rehabilitieren und wieder der Universität Halle zuzuführen. Dies gelang mit Hilfe einer 1736 gegründeten „Gesellschaft der Liebhaber der Wahrheit" endgültig aber erst wieder nach Regierungsantritt Friedrich II.

Zurück in das Berliner Lebensumfeld von Johann Gustav Reinbeck und seiner Familie. Zunächst wohnte er – lange noch getrennt von seiner Frau und den Kindern – im Hause Johann Porsts, mit dem er auch freundschaftlich verbunden war. Die ungesunden, feuchten und beengten Wohnverhältnisse waren später Anlass, beim König eine bessere Unterkunft zu erbitten. Dies geschah allerdings erst 1737, der König erwarb das sogenannte Galgenhaus in der Brüderstraße 10 und ließ es umbauen. Nach dem Ableben Porsts im Jahre 1728 wurde Reinbeck Konsistorialrat. Die Doktorwürde der Universität Königsberg wurde ihm 1738 verliehen. 1739 avancierte er zum Beichtvater der Königin Sophie Dorothea (von Hannover) und der Gemahlin des Kronprinzen Friedrich, Elisabeth Christine (von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern). Häufig wohnte die königliche Familie den sonntäglichen Gottesdiensten bei. Wenn dies nicht möglich war, erbaten sie sich Reinbecks Predigten in Schriftform. Dies führte u.a. dazu, dass eine Vielzahl davon heute noch erhalten sind. Besondere Wertschätzung haben auch seine „Leichenpredigten" erlangt. Die durch Bescheidenheit geprägte Familie verbrachte gesellige Abende oft bei gemeinsamer Hausmusik, ohne dass man – wie der Chronist beschreibt – dazu das Haus verlassen musste. Johann Gustav Reinbeck legte Wert darauf, dass alle Kinder ein Instrument erlernten. Wobei er selbst auf vorzügliche Weise die Laute spielte.

Margarethe lenkte die Aufmerksamkeit zunehmend auf den Umgang ihres Mannes mit fremden Besuchern. Denn sie ahnte wohl, dass Johann Gustav Reinbeck durch den theologischen Wandel seines Wirkens auch Gefahren drohen könnten. So berichtet sein Enkel von einem Ereignis wohl aus dem Jahr 1726 oder 1727, bei dem ein katholischer Geistlicher um ein persönliches Gespräch bat. Er gab vor, berufen zu sein, „der christlichen Welt das reine Licht der Wahrheit und des Glaubens anzuzünden und besonders durch den Gebrauch des Wortes zu wirken

und die verwickelten Materien mit der größten Klarheit zu entwickeln". So der Wortlaut der Reinbeck'schen Biographie. Weiter heißt es dort, „Er (Reinbeck) selbst schien immer vertraulicher zu werden und reichte dem Consistorialrath öfter seine Dose hin, um mit ihm eine Prise zu nehmen. Als das Gespräch am wärmsten war, zog der Fremde wieder(um) seine Dose hervor und nahm eine Prise und wollte die Dose wieder zu sich stecken, als er sich zu besinnen schien, dass er sie Reinbeck nicht dargeboten habe. Dieser bemerkte aber, dass er die Dose von der anderen Seite öffnete. Er nahm ihm dieselbe aus der Hand, indem er ihm fest ins Auge sah und als dieser bestürzt seinem Blicke auswich, ging er zum Fenster, öffnete es, schüttete den Tabak von beiden Seiten hinaus und gab ihm die Dose zurück mit dem Bedeuten, sich sogleich aus seinem Hause und der Stadt zu entfernen ... So entrann er durch seine Besonnenheit der Gefahr, vergiftet zu werden".

Durch ein heftiges Gewitter hervorgerufen schlug im Mai 1730 dreimal der Blitz in die Petrikirche ein und sie brannte aus. Als diese Nachricht den König erreichte, sagte er sofort seine finanzielle Unterstützung zum Wiederaufbau zu, was in der Folge auch zu einer schnellen Neuerrichtung (1733/34) führte. Der Schnelligkeit geschuldet gab es erhebliche Baumängel, wie sich in den Jahren danach zeigte.

Ein Ereignis aus dem Jahre 1730/31 verdient noch hervorgehoben zu werden, weil es unausgesprochen wohl die positive Haltung von Friedrich II. zu Reinbeck maßgeblich beeinflusste. Die strengen Erziehungsmethoden und die damit verbundene Drangsal seines Vaters Friedrich Wilhelm I. führte dazu, dass der Kronprinz seine Flucht nach Frankreich plante. Eingeweiht war sein Jugendfreund, der Leutnant Hans Hermann von Katte, dessen Korrespondenz das Vorhaben entlarvte und ihm 1731 in der Festung Küstrin das Leben kostete. Anhand historischer Dokumente kann nachvollzogen werden, dass Reinbeck den König von noch strengeren Maßnahmen gegen seinen Sohn abhielt und ihn anlässlich der Hochzeit seiner Schwester Friederike Sophie Wilhelmine mit dem Markgrafen von Bayreuth aus der Haft entließ.

Ein zweites Ereignis förderte im Jahr 1732 das Ansehen Reinbecks beim König stark und zwar die Empfehlung zur Aufnahme der Salzburger Glaubensflüchtlinge und deren Ansiedlung in Preußen. Gleichermaßen die bereits ab 1725 und in den Folgejahren durch eine Petition möglich gewordene Aufnahme böhmisch-mährischer Exulanten. Hierzu gibt es eindeutigen Schriftverkehr aus der Hand des Königs.

Hohe Anerkennung erwarb sich Reinbeck mit seinem 1731 begonnenen Schriftwerk, „Betrachtungen über die in der Augspurgischen Confeßion enthaltene und damit verknüpfte Göttliche Wahrheiten welche theils aus vernünftigen Gründen, allesamt aber aus Heiliger Göttlicher Schrift hergeleitet, und zur Übung in der wahren Gottseeligkeit angewendet werden". Der erste Band wurde interessanterweise Sophia Dorothea, Königin von Preußen und Churfürstin von Brandenburg gewidmet. Neun Bände sollten es werden, Band 5 bis 9 wurden aber erst nach seinem Ableben durch Israel Gottlieb Canz (Tübingen) vollendet. Die Königin Elisabeth Christine setzte sich maßgeblich für ihn ein, deswegen wurde ihr der 5. Band gewidmet.

Friedrich Wilhelm I. war es auch, der die beiden protestantischen Konfessionen gerne in einer Unionskirche vereint hätte, er bezeichnete die inhaltlichen Diskrepanzen als „Pfaffengezänk". Reinbeck als Lutheraner verhielt sich Zeit seines Lebens loyal, er respektierte die Glaubensüberzeugung der Reformierten (Calvinisten), die mit dem Hofprediger und Konsistorialrat Daniel Ernst Jablonski einen ebenso auf Ausgleich bedachten Geistlichen als Kirchenrepräsentant hatten. Friedrich II. äußerste nach seinem

Regierungsantritt, „warum kann es nicht noch mehr Reinbecks und Jablonskis geben“.

Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich II. nach dem Tod seines Vaters den preußischen Thron. Bereits am 5. Juni wohnte er einer Predigt Reinbecks in der Petrikirche bei. Dies war in der Hinsicht bemerkenswert, weil der zu diesem Zeitpunkt 28-jährige, philosophisch geprägte König kein religiöser Mensch war und seinen Freiraum mehr rationalen Gesichtspunkten unterwarf. So nahm er sich das testamentarische Vermächtnis und die damit verbundene Ermahnung des Vaters zu Herzen, „wenn überhaupt, dann nur einen gerechten Krieg zu führen“. Den sah er nach dem Ableben des österreichischen Kaisers Karl VI. gegeben, als er mit der Begründung des Erbverbrüderungsvertrages von 1537 im Dezember 1740 ohne Kriegserklärung in Schlesien einmarschierte.

Schon als er am 16. Dezember die Grenze bei Crossen überschritt, kamen ihm zwei aus Glogau entsandte Männer, Heinrich Friedrich Graf von Logau und der Fleischerälteste Kaspar Müller, entgegen, mit der eindringlichen Bitte, die vor Glogau gelegene evangelische Friedenskirche „Zur Hütte Gottes“ bei der Erstürmung der Stadt zu verschonen. Der König entgegnete; „Ihr seid die ersten Schlesier, die um eine Gnade bitten, sie soll Euch gewährt werden“. Sich der Tatsache bewusst, dass für evangelisch Gläubige im damaligen Herzogtum Glogau lediglich zwei Gotteshäuser zur Verfügung standen, neben der Friedenskirche vor der Stadt (Brostau) nur noch die Gnadenkirche in Freystadt, schickte er einen Boten zu Johann Gustav Reinbeck nach Berlin mit der königlichen Order, zwölf evangelische Prediger auszuwählen und ins Feldlager Rauschwitz bei Glogau „zur Verwendung in Gemeinden, die ihrer bedürfen“ zu entsenden. Die Wahl fiel auf George Siegmund Kunowsky, Friedrich Frisch, Gottlieb Weinreich, Nikolaus Scholze, Andreas Grentzel, Otto Kegel, Carl Wilhelm Thiele, Johann Gottlieb Pitschky, Samuel Benedikt Carsted, Johann Heinrich Prasuhn, Johann Siegmund Steinbart und Ernst Carl Wigand. Deren Einführung ins Predigeramt erfolgte durch Johann Gustav Reinbeck am 16. Januar 1741 in Berlin. Mit finanzieller Ausstattung des Königs (200 Thaler) ging es in drei Kutschwägen auf die Reise. Mit einem Zwischenaufenthalt in Grünberg kamen sie am 20. Januar im Feldlager des Erbprinzen Leopold II. Maximilian von Anhalt-Dessau in Rauschwitz an. Die Verteilung erfolgte durch Los, auf die Städte bzw. Gemeinden Beuthen/Oder, Grünberg, Sprottau, Polkwitz, Neustädtel, Primkenau, Quaritz, Schönau und Gramschütz. Friedrich II. beschloss, die übrig gebliebenen Kandidaten mit auf den weiteren Feldzug nach Oberschlesien zu nehmen. Zusätzlich wurde Nikolaus Scholze in Polkwitz durch Johann David Sorcke ersetzt. Christian Scobel ersetzte in Gramschütz Samuel Benedikt Carsted, der im weiteren Verlauf des Ersten Schlesischen Krieges Regimentsfeldprediger wurde.

Diese später im Volksmund „12 Schlesische Apostel“ genannten evangelischen Prediger suchte Reinbeck mit Bedacht und größter Sorgfalt aus, sie dürften überwiegend den Universitäten Halle und Jena entstammen bzw. auf persönliche Empfehlungen zurückzuführen sein. Einzig ungeklärt ist (bisher) die Herkunft Johann Heinrich Prasuhns, obwohl historische Dokumente aus diesem Zeitraum identische Namensgebungen in Selliendorf und Bückeburg belegen.

Innerhalb nur eines Monats stieg die im Feldlager Rauschwitz ordinierte Anzahl der Geistlichen auf 32 an und weitere folgten, was die große Nachfrage nach evangelischen Predigern in Schlesien rechtfertigte.

Summa summarum ist belegt, dass sich Johann Gustav Reinbeck in seinem aus heutiger Sicht kurzen Leben herausragende Verdienste erwarb. Einerseits was die Ent-

wicklung des protestantisch-evangelischen Glaubens betraf, anderseits durch seinen oft maßgeblichen Einfluss beim preußischen Königshaus unter zwei Herrschern. Letztendlich aber auch durch sein Einwirken auf die Missstände der damaligen Zeit, sei es im überkonfessionellen Umgang, in seiner Haltung den Salzburger Glaubensflüchtlingen gegenüber oder aber in der verantwortungsvollen Zuleitung von evangelischen Predigern nach Schlesien.

Wenn man sich die schriftlichen Hinterlassenschaften Reinbecks und die von späteren Zeitgenossen (A. F. Büsching, G. S. Reinbeck, Harald Kunowski u. a.) angefertigten Biographien bzw. Vitae vor Augen führt, verwundert es nicht, dass die körperliche Gesundheit aufs äußerste beansprucht wurde. Um dem entgegenzuwirken, begab er sich in den Sommermonaten regelmäßig zur Kur an Berliner Gesundbrunnen und hielt sich dabei bei Otto Rol(l)az von Rosey und dessen Familie in Schönwalde im Havelland auf. Auf deren Gut kam es im August 1741 zu einer schweren Kolik, bei der selbst die eiligst herbeigerufenen Ärzte keine Linderung verschaffen konnten. So starb Johann Gustav Reinbeck am 21. 8. 1741 in Schönwalde und wurde am 23. August in der dortigen Dorfkirche bestattet. Der durch das plötzliche Ableben ihres Mannes in finanzielle Not geratenen Witwe teilte kein geringerer als Friedrich II. (der Große) mit, „sie habe einen würdigen Gatten und er einen würdigen Freund verloren, und er halte es für seine Pflicht, bei ihren Kindern Vaterstelle zu vertreten. Die noch nicht erzogenen drei Söhne sollten auf seine Kosten studieren und für jeden der Betrag von 300 Thalern jährlich ihr im Voraus bis zu ihrer Absolvierung von der Universität ausgezahlt werden, da er dann weiter für sie sorgen wolle. Durch diese königliche Gnade sahe die würdige Frau sich und ihre Kinder vor Mangel gesichert, denn Vermögen hinterließ der Verstorbene seiner hohen Stellung ungeachtet nicht den Seinigen; wohl aber den Segen Gottes, der sie sichtbar aufrecht erhalten hat“. Ergänzend sei noch erwähnt, dass Johann Gustav Reinbeck als preußischer Staatsdiener ein minimales Salär von nicht wesentlich mehr als 1000 Talern jährlich bezog.

Epitaph in der Dorfkirche Schönwalde im Havelland, Bildrechte © Dr. Harald Kunowski, Köln

Die Gedächtnispredigt hielt der Archidiakon Christian Campe, ein ehemaliger enger Mitarbeiter Reinbecks. Dem Trauergottesdienst lagen die Bibelworte aus Hebräer 3, Verse 4–7 zugrunde. Reinbecks Grabstelle befindet sich heute noch vor dem Altar der einschiffigen Saalkirche. Ihm zu Ehren ließ Otto Rol(l)az von Rosey in der Kirche ein Epitaph errichten.

Werner Vahlbruch

Das Amt Ruthe und seine Ortschaften – Eine „Volkszählung“ im Jahr 1815

Ruthe, Sarstedts kleinster Ortsteil mit 344 Einwohnern nahm früher wie heute in unserer Region eine besondere Stellung ein.

Facettenreich ist die Geschichte, die bis in das Jahr 988 zurückgeht und die geschichtliche Bewegung hat sich fortgesetzt, wenngleich auch auf anderer Ebene, bis in unsere heutige Zeit.

Mit dem Hochschulstandort der Uni Hannover und dem Lehr- und Forschungsgut der Tierärztlichen Hochschule setzt sich quasi eine Geschichtsbewegung fort und nimmt Einfluss weit über die Grenzen von Ruthe hinaus. In alten Zeiten war es die Amtshoheit der Bischöfe und Könige, die Einfluss auf die Geschichte hatten.

Wie bedeutend Ruthe war, lässt sich unter anderem daran erkennen, dass das einstige Amt Ruthe, gleichzusetzen etwa mit einem heutigen Landkreis, den Sitz der Amtsverwaltung in dem kleinen Ruthe hatte und nicht in der damals weitaus größeren Stadt Sarstedt.

Bereits 1643, unter hildesheimischer Herrschaft war es so und dann auch 1802, als das Amt unter preußische Regierung kam. 1807 unter Napoleon gehörte es zur westphälischen Herrschaft und letztlich dann 1815 wurde das Amt in seinem alten Umfang wiederhergestellt und bestand so bis 1859. Erst dann erfolgte die Eingliederung in das Amt Hildesheim.

Warum diese Vorgeschichte? Sollte doch mit diesem Bericht auf die seinerzeitige Entwicklung im Amt Ruthe hingewiesen werden, die aufgrund einer Zählung im Jahr 1815 erfolgte. Eine regelmäßige statistische Erfassung der Bevölkerung nach einheitlichen Vorgaben begann eigentlich erst in den 1830er Jahren. Das Königreich Hannover überlieferte erstmalig bereits für das Jahr 1833 konkrete Zahlen. Hierbei wurde unter anderem ermittelt, dass in dem Ort Ruthe zehn Häuser stehen und 84 Einwohner wohnen.

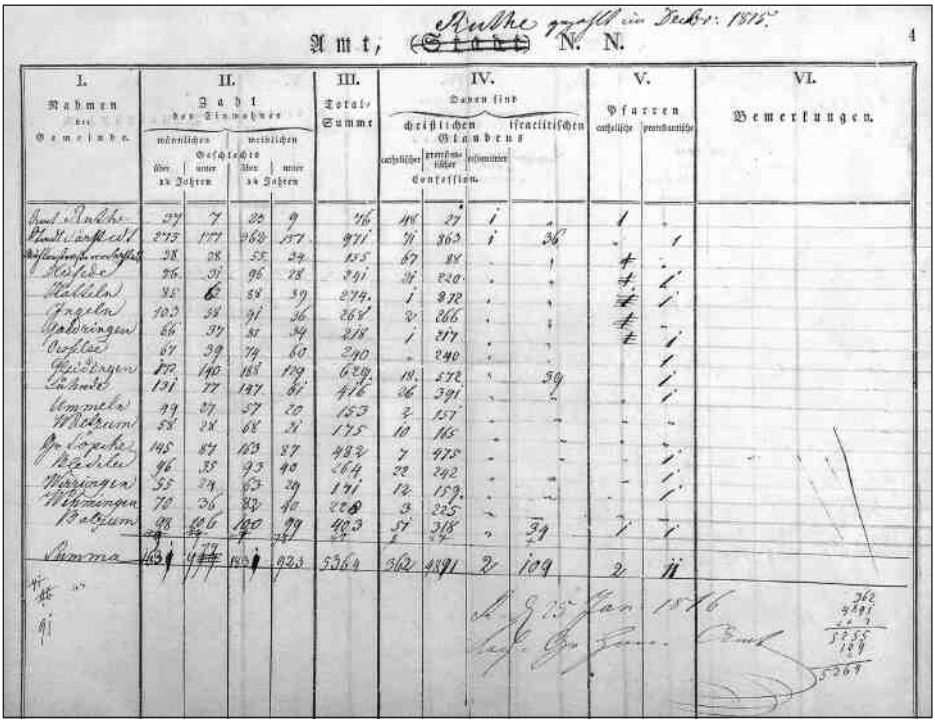
Zu Statistiken jener Zeit muss man wissen, dass über Jahrhunderte die Ermittlung der Bevölkerungsbewegung den Kirchen oblag, die als sogenannte „Seelenbeschreibungen“ durchgeführt wurden.

Der Staat zeigte jedoch im 19. Jahrhundert großes Interesse an der Ermittlung und so wurden allmählich staatliche „Volkszählungen“ veranlasst und die kirchlichen Zählungen wurden dadurch verdrängt. Recht unterschiedlich wurden die Zählungen jedoch in der Intensität wie auch in den Methoden durchgeführt. Bei der Zählung im Amt Ruthe 1815 gewinnt man jedoch den Eindruck, dass es sich noch um eine „Seelenbeschreibung“ gehandelt hat.

Umso erfreulicher liegt uns eine Erhebung vom Amt Ruthe von Dezember 1815 vor, wenn auch nur in einfachster Form: Zahl der Einwohner nach Alter, Unterscheidung nach dem christlichen Glauben und wo es überall im Amtsbezirk Kirchen gab.

Um 1798 umfasste der Amtsbereich 16 Orte. Welcher Ort bei der Zählung 1815, da waren es 17 Orte, dazukam, konnte bei der Recherche nicht erschlossen werden.

Neben dem Ort Ruthe (76 Einwohner) und Sarstedt (971 Einwohner) gehörte das Pfahldorf Mühlenstraße vor Sarstedt gelegen mit 34 Einwohnern zu dem kleinsten Ort. Die weiteren Orte, die zum Amt Ruthe gehörten, waren: Heisede (241), Hotteln (274), Ingeln (268), Gödringen (218), Oesselse (240), Gleidingen (629), Lühnde (416), Ummeln (153), Wätzum (153), Groß Lobke (482), Bledeln (264), Wirringen (171), Wehmingen (220), Bolzum (403). Mithin waren



Amt, (~~Stadt~~) N. N. 4

I. Nahmen der Gemeinde.	II. Zahl der Einwohner: männlichen Geschlechts über 14 Jahren	männlichen Geschlechts unter 14 Jahren	weiblichen Geschlechts über 14 Jahren	weiblichen Geschlechts unter 14 Jahren	III. Total-Summe	IV. Davon sind: christlichen Glaubens: catholischer Confession	christlichen Glaubens: evangelisch lutherischer Confession	christlichen Glaubens: reformirter Confession	israelitischen Glaubens	V. Pfarren: catholische	Pfarren: protestantische	VI. Bemerkungen.
Amt Ruthe	27	7	20	9	76	48	27	1		1		
Stadt Ruthe	273	177	262	151	971	71	863	1	36		1	
[illegible]	28	28	55	24	135	67	68			1		
Hoffe	76	31	96	78	391	31	320			1		
Halle	48	62	58	39	274	1	272			1		
Gagelo	103	58	91	56	268	2	266			1		
Gleidingen	66	37	81	34	218	1	217			1		
Oesede	67	39	79	60	240		240				1	
Gleidingen	170	140	188	129	629	18	572		39		1	
Sarstedt	131	77	127	61	416	26	391				1	
Ummeln	49	27	57	20	153	2	151					
Wolzum	58	28	64	21	175	10	165					
Groß Lopke	145	87	103	87	482	7	475				1	
Klein Lopke	96	35	93	40	264	22	242				1	
Marienhagen	55	29	63	29	176	12	159				1	
Wittenburgen	70	36	82	40	228	3	225					
Bolzum	98	106	100	99	403	57	318		34	1	1	
Summa	1631	1177	1831	923	5364	362	4891	2	109	2	11	

Ruthe gezählt im Decbr: 1815.

Ruthe den 25 Jan 1816

362
4891
2
5255
109
5364

Einwohnererhebung im Amt Ruthe 1815

5364 Einwohner verzeichnet, davon männliche Personen über vierzehn Jahre 631, 979 unter vierzehn Jahren. Einwohner weiblichen Geschlechts über vierzehn Jahre 1831, unter vierzehn Jahre 923.

Katholische Christen gab es 362, Evangelische 4891 und zwei Einwohner gehörten der reformierten Kirche an. Einwohner israelitischen Glaubens sind in Sarstedt (36), Gleidingen (39) und Bolzum (34). Nur zwei katholische Pfarren gab es und die waren in Ruthe und Bolzum. Elf protestantische Pfarren sind in der Erhebung aufgeführt.

Einige der genannten Orte, die später auch dem Landkreis Hildesheim zugehörig waren, gehören heute zur Region Hannover.

Am Schwarzen Brett

Veranstaltungen in den Monaten April, Mai, Juni

Bitte beachten Sie die in den einzelnen Museen geltenden Vorsichts- und Abstandsregeln! Es gilt Mundschutzpflicht!

Bomann-Museum Celle
Schlossplatz 7, 29221 Celle.
Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag, 11–17 Uhr
Sonderausstellungen:
bis 5. April 2021: echt klein! Minikosmos Puppenhaus.
bis 7. April 2021: Da Vinci 500 – Bewegende Erfindungen.
bis 10. Oktober 2021: Wi(e)der das Böse.

Museum August Kestner
Trammplatz 3, 30159 Hannover.
Öffnungszeiten: Di. bis So. 11–18 Uhr, mittwochs 11–20 Uhr
Sonderausstellungen:
bis 11. April 2021: Guter Dämon Bes. Schutzgott der Ägypter

Museum Wilhelm Busch
Georgengarten 1, 30167 Hannover
Öffnungszeiten: Di. bis So. 11–16 Uhr
bis 31. Dezember 2021: Sammeln, Ausstellen, Forschen – 90 Jahre Wilhelm-Busch-Gesellschaft e.V.

Museum Schloss Herrenhausen
Herrenhäuser Str. 5, 30419 Hannover.
Öffnungszeiten: täglich 11–18 Uhr
Sonderausstellung
bis 31. Oktober 2021: recht was Königliches. 300 Jahre Große Fontaine.

Niedersächsisches Landesmuseum Hannover
Willy-Brandt-Allee 5, 30159 Hannover.
Öffnungszeiten: Di.–So. 10–18 Uhr

Museumsfreunde können das Landesmuseum Hannover ab sofort auch digital erkunden.
Mit dem neuen »MediaGuide« kann man sowohl in die Natur- und Menschen-Welten eintauchen als auch die aktuellen Sonderausstellungen erkunden. Die spezielle Panorama-Navigation ermöglicht trotz Corona-bedingter Schließung einen virtuellen Museumsbesuch.
Der QR-Code führt beim Abscannen mit dem Smartphone direkt zur Web-App:

Sonderausstellungen:
bis 11. April 2021: Duckomenta. Das WeltEntenMuseum.
bis 24. Mai 2021: KinoSaurier. Zwischen Fantasie und Forschung.

Erlesenes von Georg Ruppelt

Hunger, Leid, Flucht – Nachkriegsbriefe aus Deutschland

Im August 2020 erreichte den Autor über seine Homepage eine Mail aus England mit folgendem Text: „Ich habe drei Briefe aus den Jahren 1945 und 1946, die eine Frau aus Wolfenbuettel an einen Englaender geschrieben hat. Sie erzaehlt von ihrer Flucht aus Polen, von den Bombenangriffen auf Berlin, von Hunger und Leid usw. Erst neulich ans Licht gekommen. Janine Hogben“

In weiteren Mails erklärte Frau Hogben unter anderem, warum sie sich an den Autor gewandt habe: „Dann habe ich Ihren Artikel über die ersten Nachkriegsjahre (Klaus Schumacher) gefunden.“ (Der Autor dieses HEIMATLAND-Beitrages schreibt seit 2009 die wöchentliche Kolumne „Aviso“ in der Wolfenbütteler Zeitung.)

In den Mails berichtete Frau Hogben das, was sie über die Hintergründe des Zustandekommens der Briefe und über ihre Inhalte weiß. Ausdrücklich gestattete sie dem Autor die Nennung ihres eigenen Namens sowie den der Eigentümerin der Briefe und auch deren Publizierung.

Janine Hogben: „Die Briefe gehören meiner Freundin Sonia Waterfall. Sie schreibt ein Buch über die Kriegserfahrungen ihres Vaters (Sydney Waterfall). Als Kinder/Jugendliche waren wir Nachbarn in Embsay, Skipton, Yorkshire. Jetzt wohnen wir eine Stunde voneinander entfernt. Ich wohne jetzt in Südschottland. In meiner Jugend habe ich 1962/63 Germanistik in Tübingen studiert, so konnte ich neulich die Briefe für sie übersetzen.“

Die Schreiberin dieser Briefe war Elisabeth Wieland, geboren im oberschlesischen Peiskretscham im Landkreis Tost-Gleiwitz. Regierungsbezirk Kattowitz, heute das polnische Pyskowice. Über ihr Geburtsjahr ist bisher nichts bekannt; der Autor schätzt ihr Alter im Jahr 1945 auf Mitte 20. Der Empfänger ihrer Briefe war Sydney Waterfall in „‚Lindhurst‘, Embay, near Skipton, Yorkshire, England“. Geschrieben wurden die Briefe von Elisabeth Wieland am 2. Oktober 1945 in Berlin (drei maschinenschriftliche DIN-A4-Seiten in kleiner Type), am 2. April 1946 in Vahrholz bei Clabe/Milde, Altmark (zwei maschinenschriftliche Seiten) und am 26. November 1946 in Wolfenbüttel (vier handschriftliche Seiten, etwa DIN A5).

Sidney Waterfall (1917–2004) im heimischen Garten 1941. Foto von Sonia Waterfall zur Verfügung gestellt.

Hoffentlich geht es Ihnen lieber Herr Waterfall besser als mir. Ich wünsche es Ihnen jedenfalls von ganzem Herzen.

Oft fragte ich mich, wie ich das verdinet hbe, dass das Schicksal mich so hart getroffen hat. Wenn ich mich abends zu Bett lege, wünsche ich mir, für immer einzuschlafen. Wenn Sie einmal nach Deutschland kommen, würde ich mich sehr freuen, wenn Sie mich bsuchen würden. Könnten Sie nicht mit dem Schnellen Kampfflugzeug kommen, dann wären Sie doch bald da. Dann aber bitte ohne Bomben, denn davor habe ich grosse Angst.

Nun lieber Herr Waterfall, Ihnen alles Gute wünschend und viele herzliche Grüsse, auch an Ihre lieben Angehörigen unbekannterweise, besonders aber an Sie, von

Ihrer

Elisabeth Wieland

N.B.

Christa Dank, die Sie ja auch von Tost aus herkennen, ist in Leipzig an Lungentbc. gestorben. Die Familie (Frau und 2 Kinder) von Feldwebel Tietz(Revierfeldwebel) ist bei einem schweren Terrorangriff auf Dresden ums Leben gekommen. Der Krieg hat nur Leid und grosses Elebend hinterlassen, leider müssen die Unschuldigen immer dafür büssen. Hoffentlich scheint die Sonne auch noch einmal für uns.

Entschuldigen Sie bitte, dass ich Ihnen keine erfreulichere Nachricht zukommen lasse, aber nach den oben geschilderten Ereignissen werden Sie es ja verstehen können, dass ich einen menschen brauche, dem ich mein Herzeleid klagen kann, zumal ich doch ganz allein auf der weiten Welt darstehe.

Bitte entschuldigen Sie die Fehler.

In dem Koffer hatte ich auch Ihr Bild, welches Sie mir zu Weihnachten schenkten. Ich möchte Sie deshalb bitten, wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir doch ein Andenken von Ihnen schicken würden.

Brief von Elisabeth Wieland an Sydney Waterfall, Berlin, 02.10.1945, letzte Seite

Janine Hogben schrieb: „Wir glauben, dass Sydney die Briefe nie beantwortet hat. Im Sommer 1945 hat er eine Frau kennengelernt und im Januar 1946 hat er geheiratet. Sonia ist im November 1946 geboren." – „Sydney Waterfall hatte aber keine kämpfende Rolle in dem Krieg. Er war Quaker. Da er etwas machen musste, hat er sich bereit erklärt, als medizinischer Helfer oder als Bürokraft zu arbeiten.

Es scheint, dass er in Tost beide Tätigkeiten gemacht hat.

Irgendwann ging er von Tost nach Zagan in Polen, und dann war der lange Marsch von Zagan nach Bad Orb. Sonia hat schon ihre Forschungen darüber gemacht. Zu dieser Zeit waren viele Reichsdeutsche auch unterwegs."

„Über Nacht bin ich heimatlos und bettelarm geworden."

Elisabeth Wieland war im Krieg Verwaltungskraft im Internierungslager Tost, damals Oberschlesien, wo sie den englischen Kriegsgefangenen Sydney Waterfall kennen lernte. In den Briefen aus Berlin, Vahrholz (Altmark) und Wolfenbüttel beschreibt sie ihre Odyssee durch Deutschland 1945 und 1946. In dem Berliner Brief vom Oktober 1945 heißt es: „Das Leben ist so bitter hart und schwer und oft denke ich, es nicht mehr weiter ertragen zu können. Wenn ich nicht das grosse Gottvertrauen hätte, dann hätte ich meinem Leben längst ein Ende bereitet. Wenn ich in Berlin die schweren Terrorangriffe überstanden habe, freute ich mich, dass ich mit dem Leben davongekommen bin und jetzt wäre ich froh, wenn mich eine Bombe erschlagen hätte. Was jetzt aus mir werden soll, weiss ich nicht, über Nacht bin ich heimatlos und bettelarm geworden. Ich besitze nur das, was ich auf dem Körper habe. […] Oft frage ich mich, wie ich das verdient habe, dass das Schicksal mich so hart getroffen hat. Wenn ich mich abends zu Bett lege, wünsche ich mir, für immer einzuschlafen. […] Der Krieg hat nur Leid und grosses Elend hinterlassen, leider müssen die Unschuldigen immer dafür büssen."

In Berlin trifft sie ihre Mutter wieder. „Als ich meine Mutter im Januar wiedersah, habe ich sie gar nicht erkannt, sie ist durch die schwere Zeit, vor allen Dingen aber, dass sie aus der Heimat ausgewiesen worden ist, 10 Jahre älter geworden", schreibt sie im April 1946 aus dem kleinen Dorf Vahrholz. Man lebe hier in den primitivsten Verhältnissen, heißt es weiter, aber im Augenblick sei es auf dem Lande besser als in der Stadt. „Zur Zeit arbeite ich ab und zu bei den Bauern, aber nur des Essens wegen, denn die Hungersnot ist schrecklich. Ich habe in meinem Leben noch nie soviel gehungert wie das Jahr 45 und 46 bis heute. […] In dem Dorfe sollte ich die Leitung eines Kindergartens übernehmen, ich bin aber mit meinen Nerven sehr herunter und könnte dieses Amt zurzeit gar nicht bekleiden."

Es folgen nun Auszüge aus dem vierseitigen handschriftlichen Brief von Elisabeth Wieland aus Wolfenbüttel an Sydney Waterfall in England.

„Letztes Lebewohl"

„Elisabeth Wieland Wolfenbüttel, d. 26.XI.46.
(20) Wolfenbüttel
Ferdinandstr. 12 I.
Engl. Bes. Zone
Deutschland

Lieber Herr Waterfall!
Ich hatte es doch Ihnen versprochen, daß, wenn ich den Krieg überlebe, Ihnen einen Gruß schicke. Habe Ihnen schon 3 Briefe & 1 Karte geschrieben, aber leider bis heute noch nichts von Ihnen gehört. Haben Sie meine Post nicht erhalten?

Es sind bereits bald 2 Jahre verflossen. Als wir uns in Tost, bzw. Cosel das „Letzte Lebewohl" sagten. Das waren schon schöne Zeiten in Tost. Oft & gern denke ich daran zurück, „wo meine Schreibmaschine repa-

Elisabeth Wieland
(20) Wolfenbüttel
Ferdinandestr. 12 I.
Engl. Bes. Zone
Deutschland

Wolfenbüttel, d. 26.XI.46.

Lieber Herr Waterfall!

Ich hatte es doch Ihnen versprochen, daß, wenn ich den Krieg überlebte, Ihnen einen Gruß schicke. Habe Ihnen schon 3 Briefe & 1 Karte geschrieben aber leider bis heute noch nichts von Ihnen gehört. Haben Sie meine Post nicht erhalten?
Es sind bereits bald 2 Jahre verflossen als wir uns in Tost, bzw. Bosel das letzte Lebewohl sagten. Das waren schon schöne Zeiten in Tost. Oft & gern denke ich daran zurück, wo meine Schreibmaschine repariert werden mußte & ich schnell das engl. Revier anrief & um Ihre Hilfe bat. Dies geschah doch oft, wenn ich im Hauptgeschäftszimmer allein war. Ja, die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können. Mit jener glorreichen, herrlichen Zeit ist viel passiert. Wenn Sie lieber Herr Waterfall meine Briefe erhalten

Brief von Elisabeth Wieland an Sydney Waterfall, Wolfenbüttel, 26.11.1946, erste Seite

riert werden mußte“ & und ich schnell das engl. Revier anrief & und um Ihre Hilfe bat. Dies geschah doch oft, wenn ich im Hauptgeschäftszimmer alleine war.

Ja, die Erinnerung ist das einzige, aus dem wir nicht getrieben werden können. Seit jener glorreichen, herrlichen Zeit ist viel passiert. Wenn Sie, lieber Herr Waterfall, meine Briefe erhalten haben, werden Sie ja daraus ersehen, daß das Schicksal mich hart getroffen hat. Ich habe doch alles verloren […]. Ich besitze nur noch 1 Sommermantel, 1 dünnes Kleid und 1 Paar leichte Schuhe. Mit Angst denke ich an den Winter, denn es ist schon sehr kalt und ich habe nichts zum Anziehen. Kaufen kann man doch gar nichts. Mir wird nichts weiter übrig bleiben, als einen Winterschlaf zu halten. Mein einziger Trost ist, daß ich endlich meine Angehörigen, von denen ich über 1 Jahr gar nichts wußte, wiedergefunden habe. Meine Mutter ist nicht geflüchtet, als die Russen im Januar 1945 in O/S [Oberschlesien] einrückten, um uns Kindern das Heim zu erhalten, und doch waren alle ihre Opfer umsonst gewesen. Am 6. Juli 45 wurde sie mit meinen beiden Schwestern von den Polen ausgewiesen, in 10 Minuten mußten sie das Haus verlassen, ohne sich etwas mitnehmen zu dürfen. Ja, wir sind nicht nur arm, sondern auch heimatlos geworden, und das ist das Schlimmste. Als gewöhnlicher Mensch kann man die schwere Zeit kaum ertragen, nur das Gottvertrauen gibt einem Kraft und Mut. […]

Im August war ich in Berlin, denn ich wollte mich bei der Sozialen Frauenschule anmelden, um die Staatl. Prüfung als Jugendfürsorgerin zu erlangen. Im Augenblick bin ich leider nicht in der Lage, da ich doch über Geldmittel nicht verfüge. Habe daher einen Antrag auf ein Stipendium gestellt, und ich hoffe, daß mir dasselbe zugebilligt wird.

Hoffentlich geht es Ihnen, lieber Herr Waterfall, besser als mir. Ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen, denn durch diesen furchtbaren Krieg waren Sie ja auch 4 Jahre von Ihren lieben Angehörigen getrennt. Kamen Sie nach der Kapitulation bald in Ihre Heimat? Von Cosel aus hatten Sie doch bestimmt noch allerhand Strapazen zu verzeichnen gehabt. Ja der Krieg hat ein furchtbares Leid Elend hinterlaßen.

Als ich (als wir zwischen Tost und Cosel mit dem Auto hielten) vom Herrn Major Marx, von Ihnen, Thomas und noch paar engl. Kgf. [Kriegsgefangenen] die Sachen ins Auto nehmen wollte, wurde ich doch vom Herrn Unterarzt Reinhard beobachtet und durfte es doch nicht tun. In Cosel hat er mich beim Chef gemeldet, denn ich wurde als Spionin von unseren Offizieren betrachtet, nur weil ich eine kleine Gefälligkeit erweisen wollte. Für mich war es zum Vorteil einerseits, daß alles drunter und drüber ging, denn ich sollte vors Kriegsgericht kommen. Ob der Unterarzt heute wohl noch dieselbe Meinung hat? Von Tost weiß ich leider nichts. Frl. Langner, die mit mir geflüchtet ist, wohnt in Frankfurt/Main und ist bei einer amerik. Dame beschäftigt. […] Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie, lieber Herr Waterfall mir auch einmal schreiben möchten.

Nun bitte ich Sie, von mir ein recht frohes und gesundes Weihnachtsfest, gleichzeitig ein glückliches Neues Jahr entgegennehmen zu wollen. (Wissen Sie noch Weihnachten von vor 2 Jahren, als wir unsere Liebespakete still und heimlich durch Walter G[?] schicken mußten?)

Seien Sie, sowie Ihre lb. Angehörigen unbekannterweise herzlichst gegrüßt von

Elisabeth Wieland“

Die Übersetzerin der Briefe ins Englische, Janine Hogben, schrieb, wie schon erwähnt, in einer ihrer Mails: „Wir glauben, dass Sydney die Briefe nie beantwortet hat. Im Sommer 1945 hat er eine Frau kennengelernt und im Januar 1946 hat er geheiratet. Sonia [seine Tochter] ist im November 1946 geboren.“ Weiter heißt es: „Nach meiner Arbeit

bei der Übersetzung habe ich mich gefragt, was aus ihr geworden ist und ob sie vielleicht mit Jugendlichen oder Kindern gearbeitet hätte. Wenn das der Fall wäre und sie weiter in Wolfenbüttel gewohnt hätte, gäbe es heute vielleicht Leute, die sich an sie erinnern."

Verehrte HEIMATLAND-Leserin,
verehrter Leser,
falls Sie Informationen, welcher Art auch immer, über die Briefschreiberin und ihr Umfeld besitzen, senden Sie bitte eine Mitteilung an: **info@georgruppelt.de**

Plattduitsch *intesocht von Wilfried Otto*

Heinz EA. Koch – Büst du de Midd, de Midd vun de Welt?

Heinz Ernst August Koch wurde im Jahre 1937 in Hannover geboren, er verstarb relativ jung am 25. Juli 1992 im ihm zur Heimat gewordenen Dorfe Brelingen in der Wedemark. Koch blieb bis zu seinem Tode aktives Mitglied unseres Heimatbundes, der ihn auf Anregung von Walter Lampe im Jahre 1963 in den Beirat berief. Hier engagierte er sich besonders auf den Fachgebieten Niederdeutsch sowie Natur- und Landschaftsschutz. So war er lange ein verdientes Mitglied, das wir keinesfalls vergessen dürfen.

Zunächst hatte er den Beruf des Tierpflegers erlernt, den er im hannoverschen Zoo mehrere Jahre ausübte. Aufgrund einiger erfolgreicher schriftstellerischer Versuche erhielt er, unter anderem von der Calenberg-Grubenhagenschen Landschaft, Stipendien, die es ihm ermöglichten, hauptberuflich als Autor für den Naturschutz und die Heimatpflege zu arbeiten. Seine große Tierliebe ließ ihn bis zu seinem Ende als selbstständigen Schäfer wirken, der erfolgreich für die Zucht und den Erhalt der grauen gehörnten Heidschnucke eintrat. Die traditionellen Heidschnuckenessen des Heimatbundes in Isernhagen waren einst ohne seine gedankenschweren Wortbeiträge undenkbar.

Zahlreich sind die literarischen und journalistischen Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitungen und Anthologien. Der mündliche Schwerpunkt seiner Arbeit lag in Dichterlesungen, Fachvorträgen zur Heimatpflege und in niederdeutschen Volkshochschulkursen.

Die vorgestellten kurzen Gedichte wurden der 1982 erschienenen Sammlung „Büst du de Midd, de Midd vun de Welt?" entnommen.

Wilfried Otto

Büst du de Midd?

Büst du de Midd,
de midd vun de Welt?

Nee!

Avers du kannst
blot vun dienen Platz,
vun dor, woans du steihst;
de Welt verstahn.

un büst de Midd,
de Midd vun de Welt –
vun diene Welt, dor richt dik in ...

Ik weet ...

Ich weet,
dat irgendwo,
dat irgendwo in de wiede Welt
mien Upgav töft.

Ik sök se nich,
dat härr keen Wert –
se lett sik nich bekören.

Se kummt,
as sik dat just so paßt,
veelichte luut mit Dunnerslag
or sachte, still un lies ...

Vun wat wi levt ...

Vun wat wi levt?

Nich toleßt
vun miene Wahrheit!

Nich toleßt
vun diene Wahrheit!

Nich toleßt
vun use Wahrheit!

Makler Robert Blanke KG

Einfamilienhäuser
Mehrfamilienhäuser
Eigentumswohnungen
Büros/Läden/Hallen
Hausverwaltungen

RDM
gegr. 1930

Robert Blanke KG
Hindenburgstr. 24
30175 Hannover
Tel. (05 11) 81 70 31/32
Telefax (05 11) 81 44 93

phG Immobilienwirt (WAK-Diplom) Peter Knostmann, Makler in 3. Generation

Abschied von Hannovers Berg- und Panorama-Restaurant

Der traditionsreiche „Kronsberger Hof“ wurde abgerissen

Der 15. November 2020 brachte dem traditionsreichen „Kronsberger Hof“ das Ende durch die Abrissbirne. Gewiss, das Hotel stand schon seit geraumer Zeit leer und der Bier- und Kaffeegarten war verwaist. Aber mit dem „Kronsberger Hof“ verschwand nicht irgendein Ausflugsrestaurant, sondern eine der traditionsreichsten Gastwirtschaften, die eng mit der Geschichte der Landeshauptstadt verwoben war. Und: Es war das höchstgelegene Lokal Hannovers, platziert auf dem Gipfel des Kronsberges. Bevor zwischen der Anhöhe und Bemerode eine neue Trabantenstadt heranwuchs und den Blick verstellte, hatte man von hier eine grandiose Fernsicht auf den Deister, im Süden bis zum Leinebergland bei Alfeld. Im Osten lagen die großen Waldflächen von Bockmerholz und Gaim, und im Norden reichte der Blick bis zum Turm der Pankratiuskirche von Burgdorf. Die Stadt Hannover selbst dehnte sich im Westen und Nordwesten mit all ihren Türmen, Schloten und Grünanlagen aus.

Die Geschichte der Gastronomie auf dem Kronsberg begann im Jahre 1826, als der Müller Carl Düwel beim adligen Hof in Bemerode die Genehmigung einholte, neben seiner Windmühle auf dem Kronsberg auch ein Müllerhaus bauen zu lassen. Bis dato wohnten die Kronsberger Müller nämlich traditionell in Bemerode oder Wülferode, wo sie zeitweise auch eine kleine Hofstelle be-

Postkarte, undatiert. Aus: Paul Theile: „Heimat am Kronsberg“

saßen. Dem Ansinnen wurde stattgegeben und der adlige Hof stellte dem Müller gegen Zinsauflage einen Bauplatz an der Peiner Heerstraße, direkt gegenüber dem Standort der Mühle zur Verfügung. Der Neubau mit einem abgegrenzten Garten wurde mit 400 Talern versichert, und in der Hannoverschen Brandkasse erhielt es die Reihenbezeichnung Bemerode Nr. 29.

Das ursprünglich als Wohnhaus des Müllers gedachte Gebäude entwickelte sich schon sehr schnell als Ausschank für die zur Mühle ihr Getreide bringenden bzw. Mehl holenden Bauern. Auch wenn es keine Unterlagen mehr über das Datum der „Krug-Gerechtsamkeit“ gibt, so muss die Konzession schon in den frühen 1830er Jahren erteilt worden sein, denn zu Ostern 1835 mahnten die Gutsherren an, „Düwel habe die Krugnahrung in Pacht und restiere, also schulde für diese Gerechtsame bis dato 1 Thaler Conventionsmünze“.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts expandierte der Krug immer weiter, es wurden Stallungen für die Ausspanne von Pferden errichtet, der Bier- und Kaffeegarten erweitert, die Gasträume immer weiter ausgebaut. So wurde das Gasthaus immer mehr zum Wochenend-Ausflugsziel für viele Hannoveraner, aber auch für Radfahrer der umliegenden Orte. Ganze Schulklassen aus Bemerode oder Kirchrode zogen hier mit ihren Lehrern hinauf, um Heimatkunde „vor Ort“ zu erleben.

Einen ganz besonderen Reiz boten aber die großen „Militär-Revuen“ der königlich hannoverschen Armee und nach 1866 die Kaisermanöver, die auf dem Kronsberg stattfanden, an denen zehntausende Soldaten teilnahmen. Bot doch der weitläufige, fast baumlose Berg mit den nach Osten und Südosten sich anschließenden Wäldern und Wiesen ein ideales Gelände. Den prachtvollen Abschluss der Manöver bildeten großen Paraden, an denen wiederholt auch Kaiser Wilhelm II. teilnahm. Sie lockten zehntausende Besucher auf den Berg und brachten dem Gasthaus „Zur Alten Mühle“ volle Räume und Gärten und klingende Kassen. Noch heute erinnert der „Dreikaiserstein“, auf Veranlassung des Gastwirts Bolker 1889 neben der Gaststätte errichtet, an diese Zeit.

Das Hotel unmittelbar vor dem Abriss.
Foto: Strelow

Der Kronsberger Hof sah aber auch schlimme Zeiten. Während des Zweiten Weltkrieges befand sich hier eine Flak-Stellung, und östlich seines Hanges, auf der Wülferoder Weide, eine Attrappenstadt, die feindliche Bomber ablenken sollte. Dadurch kam es aber auch zu vielen Bombenabwürfen in den Orten rund um den Kronsberg, und in der Schreckensnacht vom 22./23. September 1943 gab es verheerende Zerstörungen und etliche Tote in Wülferode, Kirchrode und vor allem Bemerode. Die Gaststätte auf dem Berg blieb davon verschont.

In den 1990er Jahren wandelte der Hotelier Karl Krull den „Kronsberger Hof“ in ein vornehmes Hotel mit Tagungsräumen, einem Festsaal und einem Panorama-Zimmer namens „Silhouette“ um. Das Konzept gab dem Haus neuen Auftrieb – aber bald sollte es zu einer für das Hotel verhängnisvollen Entwicklung kommen.

Denn mit der „Expo 2000“ veränderte sich das Bild des Kronsberges unwiederbringlich. Es entstand ein riesiger neuer Stadtteil zwi-

schen dem Berg und Bemerode, während an seinem Südwestausläufer das Expo-Gelände mit seinen Pavillons und Parkplätzen aus dem Boden gestampft wurde. Hinzu wurde im Rahmen des „Bodenmanagements“ nördlich des alten Mühlenstandorts ein 14 Meter hoher Hügel aufgeschoben, der den 104 Meter hohen Kronsberg um 14 („künstliche“) Meter wachsen ließ und ihm sogar ein Gipfelkreuz bescherte. Der Kronsberg selbst wurde in weiten Teilen aufgeforstet und es entstand ein Netz von Spazierwegen als Naherholungsgebiet für die an seinem Hang wohnende Neubevölkerung.

Mit der wunderbaren Aussicht vom Garten der Gastwirtschaft war es aber nun vorbei. Und so setzte der Niedergang ein. Zeitweilig diente das Haus als Quartier für Asylbewerber. In den letzten Jahren stand das Hotel bereits leer und Jugendliche nutzten es gerne für illegale Videoaufnahmen mit „Spukhaus-Atmosphäre“. Ende 2020 schließlich wurden die Gebäude dem Erdboden gleichgemacht. Nun soll hier bis 2023 ein Wohnkomplex für Senioren, Studenten und alleinstehende Frauen unter dem Namen „Kronsberger Höfe“ entstehen.

Was bleibt, sind Erinnerungen. Und am schönsten beschrieb Hermann Löns das Panorama-Restaurant, zu dem er gerne hinauf radelte und dem er gleich zwei Erzählungen widmete, „Auf dem Kronsberge“ und „Hinter dem Kronsberg, da liegt noch solch stille Welt“. Er soll daher auch das letzte Wort über diese Gaststätte haben; in einem Feuilleton-Artikel des „Hannoverschen Tageblatts“ vom 21. September 1904 genießt Löns an einem Herbsttag den Kaffeegarten des Kronsberger Restaurants auf seine Art:

„Die Vordämmerung zieht langsam herauf und wirft einen grauen Schleier über die Landschaft. Aus den beiden Pflügern vor der Hügelkuppe macht sie eine Segantinische Landschaft, aus dem strammen Mädchen, das im Felde gräbt, ein Miletsches Bild, aus den Pappeln an den Teichen, wo früher Bemerode stand, einen echten Böcklin, aus dem Dorfe selbst einen Dürer.

Bisher hatten all die vielen Fabrikschlote vor dem Deister, in Linden und Hannover und bei Misburg ihre Rauchwolken, jeder nach seiner Art, in die Luft gesandt; steil qualmte es da, tief zog es dort, hier strich der Rauch ostwärts, drüben nach Norden, dort nach Süden und Westen. Der Ostwind kam und zwang alle Rauchwolken nach einer Richtung, gab der Landschaft eine einheitliche Linienführung. Und nun gibt er ihr auch denselben Ton.

Aus den Misburger Schloten sammelte er den ganzen Qualm, von den Kartoffelfeuern den weißen Rauch und überzieht damit das ganze Land bis zum Deister mit breiter Pinselführung. Heiter und voll wollte die Sonne untergehen. Aber der Ostwind zieht graue Schleier vor sie und gibt ihrem Gold einen unheimlichen Ton und ihrer Röte ein gespenstiges Aussehen. Aus dem Deister macht er eine drohende Gletscherwelt und aus der Silhouette Hannovers eine verzauberte Riesenburg mit violettenen Zinnen und purpurnen Mauern, aus der seltsame Lichter hervorzucken. Und zuletzt reißt er mit einem Ruck den grauen Schleier von dem Gelände und erlaubt der Sonne einen letzten Abschiedswink.

Die Droschken mit dem frohen Volk rasseln den Berg hinab, dünner Kinderstimmen verweht langsam, die bunten Papierlaternen werden immer kleiner und verschwinden, die taumelnden Lichter der Räder irrlichtern bergab und eine Fußgängergruppe nach der anderen bricht auf.

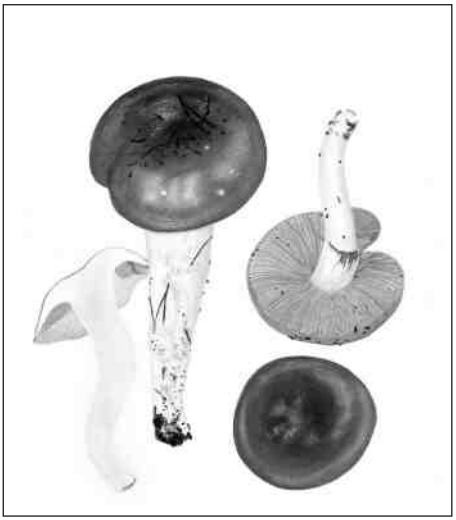
Tiefes Schweigen liegt über dem Berg. Die letzten Gäste in der Veranda unterhalten sich flüsternd und sehen nach dem schwachen Rosenschimmer, der über den Kuppen des Deisters liegt, und nach der goldenen Sichel des Mondes, die durch die grauen Wolken funkelt, und horchen auf den Ruf des Käuzchens, das im Grasgarten Mäuse jagt.“

Heinz-Siegfried Strelow

Natternkopf und Heide-Schleimfuß

Nein, es sind keine Schimpfworte, für die sich Hans Manhart in Bad Harzburg interessiert, sondern Pilze. Und die haben teilweise auch etwas seltsame Namen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem der pensionierte Kunsterzieher, der an Gymnasien in Wolfsburg und Goslar tätig war, nicht in Wald und Flur unterwegs ist. Ausgestattet mit Tupperware-Gefäßen und seinem Handy sammelt und fotografiert er Pilze, die man gerade noch mit unbewaffnetem Auge erkennen kann. Diese werden zu den Großpilzen gezählt, und davon kennt man in Deutschland derzeit über 6.500, in Europa über 10.000 Arten. Neue Arten treten jedes Jahr mit hinzu. Die Artenzahl ist groß genug, das weiß auch Hans Manhart, dass auch drei Menschenleben nicht ausreichen würden, alle zu entdecken, geschweige denn zu malen, was der Maler und Kunsterzieher seit 35 Jahren macht.

Das aber ist noch gar nichts gegenüber den Kleinpilzen, die nur mikroskopisch zu entdecken sind. Von ihnen sind derzeit 120.000 wissenschaftlich beschrieben worden. Das sind gerade 8 % von insgesamt bis über 5 Millionen Arten! Somit sind Pilze nach den Insekten die artenreichste Organismengruppe unserer Erde. Man schätzt, dass im Oberboden natürlicher Wälder auf einer Fläche von einem Quadratmeter rund eine Milliarde Myzelien oder Sporen vorkommen. Weltweit 3 bis 5,1 Millionen Spezies, so hoch könnte nach Blackwell (2011) die auf molekularen Studien basierende Artenvielfalt in diesem Organismenreich liegen. Es existieren also vermutlich mehr als zehnmal so viele Pilz- wie Pflanzenarten auf unserer Erde. Für uns Menschen sind Pilze bedeutsam z. B. bei der Herstellung von Lebensmitteln (Käse- und Wurstprodukte), Genussmitteln (Bier, Wein), in der Industrie (Papier und andere Zellstoffprodukte) und vor allem als nahezu unerschöpfliches Biolabor für Inhaltsstoffe mit medizinischen und technischen Anwendungsmöglichkeiten.



Cortinarius (Myx.) mucosus, Heide-Schleimfuß, Brotpilz

Die Pilze besiedeln seit mehr als 500 Millionen Jahren die Landmasse unseres Planeten und steuern für die Pflanzen lebensnotwendige Stoffkreisläufe als Mykorrhiza-Partner oder Stoffwandler (Saprobionten).

Für die Tierwelt sind Pilze nicht nur eine wichtige Nahrungsquelle, sondern teils essentiell für deren Verdauungssysteme (z. B. Ameisen & Käfer). Und so begleiten jedes Mal Ehrfurcht und Staunen die Pilzgänge: Wie vielfältig und filigran ist doch die Natur, wie sinnvoll und effizient! Sie ist stets ein Quell von Vielfalt, Schönheit und Einzigartigkeit.

Manharts Sammelgut wandert eher selten in Topf und Pfanne, sondern blockiert meist eine gewisse Zeit den heimischen Kühlschrank. Die Ehefrau hat sich damit schon abgefunden, obgleich sie schon wiederholt ihrem mykomanen Ehemann den Kauf eines Camping-Kühlschrankes empfohlen hatte. Wenige Tage überstehen sie dort ge-

kühlt, bis sie dann in naturgetreuer Deckfarbenmalerei für die Nachwelt festgehalten werden. Über 2.000 Tafeln mit schätzungsweise 1.600 Arten sind in den langen Jahren des Sammelns und Bestimmens so entstanden, und als Schenkung der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek anvertraut worden.

Er selbst zeigt seine künstlerische Ausbeute auf einer Homepage (www.hansmanhart.de), die fortlaufend aktualisiert wird. Jedes Jahr liefert Manhart seine gemalten botanischen Schätze, darunter Wiederfunde ausgestorbener Arten in Niedersachsen gar oder Erstfunde für dieses Bundesland, an die Landesbibliothek. Viele der Pilzarten sind in der Roten Liste für Großpilze in Niedersachsen und Bremen verzeichnet und die Tendenz geht über all die Jahre dahin, dass immer weniger Pilze zu finden sind. Ursachen liegen in der Überdüngung (Eutrophierung) der Böden, an Grundwasserabsenkungen durch Trink- und Gebrauchswasserentnahme, an Bodenversiegelungen, an der Klimaerwärmung, um nur einige Faktoren des Pilzschwundes zu nennen. In den Jahresmappen Manharts liegen sodann einträchtig der Rötende Auen-Wirrling neben dem Gelbflockigen Wulstling, der Buchen-Schlauchzitterling neben dem Grünblättrigen Bunt-Schirmling, allesamt bestandsgefährdete Arten, nur um einmal Beispiele zu nennen.

Auf der Tafelrückseite ist neben ihrem wissenschaftlichen Namen auch ihre deutschsprachige Bezeichnung vermerkt, der Standort mit der Begleitflora sowie das Messtischblatt – quandranten- und minutenfeldgenau – sowie das Funddatum samt Gefährdungsstatus.

Pilze findet man zwar überall und das ganze Jahr, aber es sind hocheffiziente Nischenspezialisten und Meister der Anpassung und Tarnung, zudem oft auch so kurzlebig, dass sie vom suchenden Auge gar nicht oder ganz selten wahrgenommen werden. Hinzu

Volvariella surrecta, Parasitischer Scheidling (wächst auf Clitocybe nebularis, Nebelkappe)

kommen trockene Sommer, in denen kaum ein Pilzchen richtig wachsen mag. Das aber kümmert den Pilzjäger wenig, dann sucht er entlang der Gräben des Harzer Wasser-Regals oder in verbliebenen Feuchtbereichen. Aber überall und möglichst gleichzeitig sein – das geht ja auch nicht.

Und so stehen vor jedem Fund mehr oder weniger längere Wanderungen, mal mehr, mal weniger erfolgreich, oft ohne nennenswerte Ausbeute, wobei es manchmal auch passieren kann, dass man vor der eigenen Haustür einer seltenen, bis dato nicht gefundenen Art gegenübersteht.

Zudem verfügt Manhart als ehrenamtlicher Kartierer des Nationalparks Harz über eine Betretungserlaubnis der geschützten Nationalpark-Flächen. Hier zeigen sich gegenwärtig gnadenlos die durch Borkenkäfer in den Fichten-Monokulturen des Harzes verursachten Kollateralschäden einer glo-

balen Umweltkrise: Auf den durchsonnten Kahlschlägen und harvesterzerfurchten Wegen regt sich erst einmal für längere Zeit kein Pilz, und so werden die Feldgänge und Kartierungswanderungen zunehmend zum Glücksspiel.

Doch halt, ganz stimmt das denn auch wieder nicht! Immerhin ist der häufigste holzbewohnende Pilz des Harzes der mehrjährige Rotrandige Baumschwamm. Als Schwäche- und Wundparasit ist er Saprobiont an lebenden und toten Stämmen und Braunfäule-Erreger, das heißt, er zerlegt seinen Wirt, bis nur noch das Lignin (der Holzstoff) würfelartig übrigbleibt und bevor Mikroorganismen und Kleinpilze dann die Restarbeit an Zersetzung übernehmen.

Hans Manhart

Was haben Arminius und Tusnelda mit Bad Pyrmont und Lügde zu tun?

Schon viele Jahre ringt man um den Standort der Varusschlacht.

Eine 435.000 € hohe VW-Stiftung über die Klarstellung der Standortfrage, und jetzt nach 3-jähriger Forschungsarbeit, die eigentlich schon im Oktober dieses Jahres abgeschlossen sein sollte, zieht sich weiter hinaus. Für viele namhafte Forscher war es schon immer klar, dass die Varusschlacht nicht den Kalkriesern zugeschrieben werden kann. Anhand der vielen Funde hat Kalkriese sich einen Vorteil gegenüber anderen (700 genannten) Standorten beschaffen können. Schon allein nach dem Fund eines Mundblechs mit der Einritzung „LPA“ (Legion Prima Augusta), die der 1. Legion zugeschrieben wird, die aber unter dem Heerführer Germanicus stand, müsste auch dem Dümmsten klar sein, dass es sich um die Vergeltungsschlacht 6 Jahre später handeln muss.

Nun kommen aber die Forschungsbeauftragten langsam ins Wanken und schreiben von einer „Varusbeteiligung“. Ja, was soll das denn heißen? Alles was die römischen Geschichtsschreiber niedergeschrieben haben, finden wir nur in unserer heimischen Gegend. Um nur einige zu nennen:

1. Die Römerschanze mit Blutbach, Siegfeld und Heldenbach. Namen, die bis heute noch erhalten sind. Wie steht es doch geschrieben? Zitat: Und am dritten Tag schanzten sie sich ein.

2. Der Tumulus am Hang der Herlingsburg. Zitat: Und nun setzte das hier befindliche römische Heer, sechs Jahre nach der Niederlage, die Gebeine von drei Legionen bei.

3. Martergruben. Am Hang der Herlingsburg. Zitat: Wie viele Galgen für die Gefangenen, was für Martergruben er habe herstellen lassen.

4. Varusbusch. Ein Dornenbusch bei Hagen-Bad Pyrmont trägt heute noch diesen Namen. Lt. einer Chronik soll sich hier in der Nähe von Hagen-Bad Pyrmont, Varus in sein Schwert gestürzt haben. Zitat: Dort hat Varus, der römische Feldherr, sich nach der verlorenen Schlacht in sein Schwert gestürzt. Darum nennt man diesen Busch den Varusbusch.

5. Die Heinberge. Fast angrenzend zur Herlingsburg stehen die Hainberge. Zitat: „In den benachbarten Hainen standen die Altäre der Barbaren.

6. Funde. Ca. 5 röm. Münzfunde, einige Keramikscherben und Metalle, die noch nicht ausgewertet sind, könnten weiter der Forschung dienen.

7. Das Varusgrab. In der Nähe von Hiddensen-Eschenbruch wurde auf einem Hügel gelegen ein gemauertes Grab entdeckt. Weil sich dieser Fund aber auch im angenommenen Schlachtfeld befand, wurde

schnell klar, dass nach allen weiteren Hinweisen es sich um das Grab von Varus handeln muss. Warum?

a) in einem weiteren Grabe wurde eine römische Münze gefunden.

b) Als einziges Grab von mehreren, war dieses ausgemauert.

c) Ein Skelett ohne Kopf und Beine. Zitat: Den halbverkohlten Leichnam des Varus rissen die Feinde in ihrer Rohheit in Stücke. Sie trennten sein Haupt ab und sandten es zu Marbod. Dieser wieder schickte es zu Caesar. Der Abdeckstein ist mit einem „V“ versehen. Ein V für Varus?

8. Im Mittelpunkt steht aber die Herlingsburg, die auch zum Teil zu Bad Pyrmont gehört. Ernst von Bandel wollte wohl nicht ohne Grund ursprünglich sein Hermannsdenkmal auf die Herlingsburg erbauen. Angeblich hatten sich die Bad Pyrmonter Ratsherren, aus welchen Gründen auch immer, gegen diesen Standort entschieden. Auch eine alte Landkarte von 1752, gezeichnet von einem Hauptmann Overheide, zeigt einige interessante Aufzeichnungen. Hier heißt die Herlingsburg noch „Arminiusburg“. Weiter sind noch drei Schlachtfelder mit den Zeichen: Zweimal mit der römischen Zahl „IX“ also 9 nach Chr. und einmal bei Hameln an der Weser mit der Zahl „XVI“ Erst Dr. Martin Lutter gab Arminius den Namen Hermann. Hermann heißt so viel wie der Mann des Heeres. Die röm. Geschichtsschreiber nennen das Schlachtfeld in der Nähe des „Saltus Teutoburgiensis“. Das heißt übersetzt „Eine Burg auf einem Berg“. Auch eine Fliehburg wie die Herlingsburg wurde so bezeichnet. Der Teutoburger Wald hieß aber früher „Osning“.

9. Sie kamen von der Weser. So steht es geschrieben (Corvey, Hameln, Minden). Eine besondere Rolle spielt aber das Kloster Corvey. Der Unterbau des Westwerkes hebt sich bildlich von den Türmen ab. Mörtelproben, die 2000 Jahre alt sein sollen, die sehr römischen Säulen und besonders die noch gut zu sehende Wandmalerei mit Odysseus und der Skylla, stammen aus der römischen Zeit.

10. Der Alte Fritz, der auch oft in Bad-Pyrmont gekurt hat, vermutete schon zu seiner Zeit, dass die Varusschlacht im hiesigen Raum stattfand. Die ca. 300 Funde im Brodelbrunnen sollen angeblich Beutestücke aus der Varusschlacht gewesen sein. Das Gemälde von Johann Heinrich Tischbein über den Sieg der Varusschlacht hat nicht ohne Grund seinen Platz im Schlossmuseum Bad Pyrmont gefunden. Lt. Luftaufnahmen zeichnet sich in den Emmerwiesen zwischen Bad Pyrmont und Lügde ein evtl. Römerlager ab.

11. Germanengrab. Wie auch Arminius auf dem benachbartem Bergrücken mit seiner Familie gelebt hat, soll angeblich auch Tusnelda auf dem Pyrmonter Berg gewohnt haben. Zeugen gibt es nicht, aber vieles deutet auf diesen Wohnsitz hin. Tusneldas Vater, der im Gegenteil zu Arminius immer römertreu war, hatte seiner Tochter die Heirat mit Arminius verweigert. Auch hatte er Varus vor dem Plan des Arminius gewarnt. Das vor einigen Jahren freigelegte Hügelgrab enthielt ein Germanenskelett mit einer beachtlichen Größe von 1,92 m. Zusammen mit seinem Schwert und Pferd hat er hier seine letzte Ehre bekommen. Tusnelda, die von Arminius schwanger war, wurde durch ihren Vater nach Rom entführt. Sie soll bei einem Siegeszug als Gefangene vorgeführt worden sein, wobei ihr Vater als Zuschauer auf der Tribüne saß. Ihr Sohn mit dem Namen Thumelius soll später bei Gladiatorenkämpfen zu Tode gekommen sein. Das Germanengrab wurde wieder aufgefüllt und mit einem Stein versehen. Mit den in Runenschrift ausgeführten Buchstaben „Germanengrab“ ist er unübersehbar. Aber vor diesem Denkmal lag in den letzten Jahren noch ein loser Stein in der Größe etwa 40/40 cm. Auch er war mit einer Runenschrift versehen mit dem Wortlaut in der Form einer Schlange geschrieben: „ DAS. VIEH. STIRBT. DIE. FREUNDE. STERBEN. ENDLICH. STIRBT.

MAN. SELBST. DOCH. NIMMER. MAG. IHM. DER. NACHRUHM. STERBEN. WELCHER. SICH. GUTEN. GEWANN." Dieser Spruch stammt aus der alten „EDDA". Man kann es auch als Sittengedicht bezeichnen.

Nun bin ich aber sehr enttäuscht. Dieser Stein wurde vor ca. zwei Jahren entwendet. Frage: Privat ist doch dieser Stein bedeutungslos. Wenn jemand in seinem Besitz ist, bitte ich Sie darum, ihn wieder an den alten Ort zurückzulegen. Oder wer kann mir hier eine Auskunft geben?

12. Was sagt das Landesmuseum Detmold zur Standortfrage? Wenn sich weiterhin keine Klarheit über den Standort Kalkriese ergeben sollte, wird auch alles beim Alten bleiben. Aber vor ca. 40 Jahren führte ich ein Gespräch mit Dr. Hohenschwert, dem Direktor des Landesmuseums Detmold, auf einer Baustelle in Schieder, wo er mit einigen Mitarbeitern Holzkohle freilegte. „Sehen Sie", so seine Worte, „schon wieder ein Beweis dafür, dass die Germanen hier stark besiedelt waren." Weiter sagte er mir Worte, die ich nie vergessen habe: „Auch hier und nirgendwo anders war auch die Varusschlacht. Alle Historiker irren sich." Er nannte mir auch noch die hier in den Emmerwiesen gefundenen Knüppeldämme mit römischen Breitenmaßen, und die Schlacht hätte sich bis nach Horn hingezogen.

Jeder Historiker hat seine eigene Meinung. Niemand möchte aber auch seine Meinung widerrufen. Meine Meinung ist auch eine von vielen. Keiner kann aber diese vielen Zusammenhänge leugnen. Wer möchte denn auch die Geschichte wieder umschreiben? Weil gerade die Herlingsburg auch zur Hälfte zu Bad Pyrmont und damit zu Niedersachsen gehört, meine ich, dass dieser Beitrag auch von den Lesern angenommen wird.

Heinz Klenke

Auf dem Dorf ist jeder mit jedem verwandt

Bei passender Gelegenheit hört man immer mal wieder die Aussage: „Auf dem Dorf ist jeder mit jedem verwandt", wobei die ab 1945 Zugezogenen stillschweigend unberücksichtigt bleiben. Dies soll anhand einer Studie am Beispiel Wiedensahl, dem Geburtsort von Wilhelm Busch, untersucht werden.

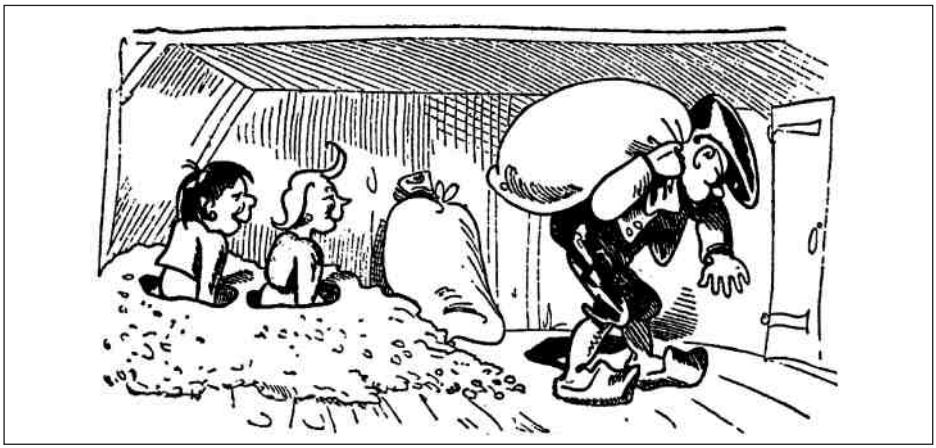
Wiedensahl war ein relativ großes Dorf mit geschätzt 461 Personen in 89 Häusern in 1639. Bis 1939 stieg die Einwohnerzahl auf 878 in 195 Wohnhäusern. Dies ist ein Zuwachs von 90 %.

Zunächst wurden die ab 1639 vorliegenden Kirchenbücher von Wiedensahl abgeschrieben und nach Familiennamen, Hausstelle und Generation geordnet. Aus Datenschutzgründen wurden nur die Eintragungen bis 1945 erfasst, die Geburten nach 1920 zudem anonymisiert.

Insgesamt sind in 307 Jahren 6.458 Taufen, 1.804 Trauungen und 5.299 Beerdigungen (davon ein Drittel im Alter bis 20 Jahren) verzeichnet. Unter Berücksichtigung von 117 Totgeburten betrug der Geburtenüberschuss 1.276 Personen.

821 der 3.608 Heiratenden waren ortsfremd (= 23 %). In 37 % der Ehen kam einer der Partner (oder beide) von außerhalb, 1908–45 rechnerisch sogar in jeder 2.Ehe. In den einzelnen Familien war das Heiratsverhalten aber sehr unterschiedlich. Ausgehend von der Volkszählung in 1861 wurden (außer für das ledige, meist fremde Dienstpersonal) die Vorfahren der letzten vier Generationen ermittelt. In dieser 4.Generation stammten in drei Fällen alle 64 Ahnen aus Wiedensahl, in 24 Fällen aber kein einziger, in fast der Hälfte der 201 Fälle bis zur Hälfte der Vorfahren der 4. Generation.

Es gibt in Wiedensahl nur einen Hof, der sich seit dem Dreißigjährigen Krieg immer vom Vater auf den Sohn vererbte. Bis



auf eine Ausnahme wählten die Erben eine Braut aus dem Ort. Unter den Vorfahren der Bräute aber waren mehrere Fremde. Daher stammten von den 512 Vorfahren in der 9. Generation 202 (= 40 %) aus 57 Häusern (= 55 % von damals 103 Häusern) in Wiedensahl. Mit 45 Personen ist die heutige Familie – entfernt – mehrfach verwandt.

In einer anderen Familie wählten in 10 Generationen fünf Erben eine Fremde. Dort stammten nur 5 % der (1024) Ahnen in der 10. Generation aus 30 Häusern von Wiedensahl.

Bald nach 1800 kam ein fremdes Paar aus Hameln und erwarb ein Haus in Wiedensahl. In den folgenden fünf Generationen heiratete die Erbin/der Erbe einen Fremden/eine Fremde, nur eine Erbin heiratete einen jungen Mann aus einer alteingesessenen Familie im Ort. Die jetzige Eigentümerin ist nur über diesen Bauernjungen „mit dem Dorf verwandt". In der 9. Vorfahrengeneration waren 33 gebürtige Wiedensahler (= 6 % von 512). Zu ihren Vorfahren (5. Generation) gehört aber auch der Vater von Wilhelm Busch. Der Familienname „Busch" ist im Ort nicht mehr vertreten.

Verwandtschaft kann man aber nicht nur ausgehend von einer heute lebenden Person rückwärts zu den Wurzeln untersuchen, sondern auch von einem Stammvater (oder -mutter) aus aufwärts bis heute (= Stammbaum). Die Anzahl der Nachkommen dieser historischen Person ist ebenfalls höchst unterschiedlich. Vom genannten Wilhelm Busch gibt es überhaupt keine Nachfahren, von Wilhelm Buschs Eltern oder Großeltern in Wiedensahl nur die Inhaberin des „Busch-Kellers".

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges kam ein junger Mann nach Wiedensahl. Von ihm stammten bis 1945 allein in Wiedensahl in 8 bis 11 Generationen 2.250 Kinder ab (= 35 % der Taufen im Gesamtzeitraum). Bei der Volkszählung in 1861 stammten 38 % der Einwohner im Alter von 0 bis 75 Jahren von ihm ab, zum Teil mehrfach über verschiedene Zweige. Sein Familienname ist aber ebenfalls inzwischen im Ort verschwunden. Wie gezeigt brachten immer wieder Fremde frisches Blut in den Ort, aber noch mehr – meist junge – Leute verließen das Dorf. Als Trauzeugen und vor allem Taufpaten tauchten sie dann manchmal wieder im Kirchenbuch auf. Insgesamt 2539 Fremde wurden erfasst, am Anfang waren es etwa zwei Fremde pro Jahr, nach 1900 fast zehnmal so viele; anfangs hauptsächlich im 10-km-Radius, im 19./20. Jahrhundert aber weit darüber hinaus.

Die vom Bearbeiter erstellte regionalisierte Datei „Fremde" gibt den Lesern von

HEIMATLAND die Möglichkeit, die Verbindungen ihres Heimatortes mit Wiedensahl zu erforschen (Anfragen unter **dirkvoelkening1@icloud.com** oder **adolf.ronnenberg@tele2.de**).

Auf die Eingangsfrage zurückkommend: In Wiedensahl gibt es zwar viele enge verwandtschaftliche Verbindungen, aber längst nicht mit allen Einwohnern. Dies dürfte auch für viele andere Dörfer gelten.

Ausführlicher und mit weiteren Aspekten hat der Autor dieses Thema unter www.heimat-netz.de/Wissen bearbeitet. Dort findet sich auch das Literaturverzeichnis.

Adolf Ronnenberg

Aus dem Vereinsleben

Geburtstage – Hochzeitstage – Verstorbene

Unsere herzlichen Glückwünsche gelten unseren Mitgliedern

zum 75. Geburtstag
Braunroth, Georg, Bokeloh
Frank, Christine, Idensen
Frost, Rolf, Burgwedel
Fuhrmann, Karl-Ludwig, Steinhude
Körner, Doris, Gehrden
Nietsch, Monika, Ronnenberg
Schäda, Inge, Bokeloh
Segger, Elke-Maria, Katensen

zum 80. Geburtstag
Alves, Marion, Pinkenburger Kreis
Berstecher, Elsbeth, Bad Pyrmont
Feldkeller, Helga, Burgwedel
Flohr, Edelgard, Gehrden
Freimann, Heinrich, Gestorf
Hirche, Walter, Hannover
Hopfner, Edeltraud, Burgwedel
Knölke, Adolf, Gehrden
Koch, Marita, Sehnde
Küttler, Inse, Burgwedel
Lork, Heinz, Pinkenburger Kreis
Neitz, Peter, Pinkenburger Kreis
Neumann, Kerstin, Barsinghausen
Prof. Oswald, Bernd, Ronnenberg
Rädecker, Günter, Pinkenburger Kreis
Rudolf, Lothar, Barsinghausen
Staats, Heinz, Wülfingen
Wessel, Paul, Hemmingen
Wiesniewski, Rita, Sievershausen

zum 85. Geburtstag
Brandt, Gisela, Bad Pyrmont
Bronn, Katharina, Burgwedel
Kaiser, Helmut, Burgwedel
Dr. Kastendieck, Gerd, Bad Münder
Meyer, Ilse, Gehrden
Mlynek, Dr. Klaus, Hannover
Salota, Margrit, Barsinghausen
Stange, Maria, Sievershausen
Uhde, Rolf, Barsinghausen
von Echte, Gertrud, Sievershausen
Winkel, Hans-Heinrich, Katensen

zum 86. Geburtstag
Döling, Margarete, Gestorf
Heller, Hans-H., Burgwedel
Herbig, Paula, Sievershausen
Rost, Gerhard, Sievershausen
Schasse, Adolf, Barsinghausen
Schenkelberg, Joachim, Ronnenberg
Seegers, Heinrich, Bokeloh

zum 87. Geburtstag
Bähr, Stefanie, Wülfingen
Brandt, Ingrid, Bad Pyrmont
Bumann, Christa, Hannover
Brüggemann, Christa, Barsinghausen

Godehart, Gerda, Ronnenberg
Görsmann, Friedrich, Gehrden
Grunert, Elsbeth, Katensen
Hennig, Egbert, Burgwedel
Krüger, Gustav, Bokeloh
Lemke, Elfriede, Sievershausen
Menz, Lisa, Sievershausen
von Tiling, Dr. Peter, Isernhagen
Timmig, Gerda, Katensen
Welzer, Marga, Hannover
Wilkening, Heinrich, Bokeloh

zum 88. Geburtstag
Gehrke, Ludwig, Wedemark
Mainka, Karla, Burgwedel
Prusseit, Inge, Katensen

zum 89. Geburtstag
Boskamp, Gertrud, Burgwedel
Dr. Drinkuth, Heinrich, Bad Pyrmont
Dohse, Otto, Bad Pyrmont
Flohr, Helmut, Laatzen
Köpper, Ernst, Hemmingen
Muss, Rudolf, Burgwedel
Rehkopf, Ursula, Wülfingen
Witte, Willi, Bokeloh

zum 90. Geburtstag
Dietrichkeit, Walter, Bad Pyrmont
Juschka, Anna, Katensen
Manshold, Aenne, Hannover
Marquardt, Felix, Bad Pyrmont
Ritter, Ursula, Hannover

zum 91. Geburtstag
Laes, Edith, Burgwedel
Löpertz, Rosa, Gehrden
Meyer, Ruth, Nordstemmen
Dr. Stöver, Peter, Bad Pyrmont
Witte, Ingeborg, Bokeloh

zum 92. Geburtstag
Peckmann, Helmut, Ronnenberg
Schöttel, Harald, Bokeloh
Zimmermann, Erhard, Bad Münder

zum 93. Geburtstag
Becker, Hans-Jürgen, Bad Münder
Brodhuhn, Helmut, Ronnenberg
Günnewig, Ursula, Barsinghausen
Hädelt, Ernst, Ronnenberg
Heinig, Sabine, Bad Pyrmont
Laes, Günther, Burgwedel
Sander, Emma, Ronnenberg

zum 94. Geburtstag
Brozeit, Sigrid, Hannover

zum 95. Geburtstag
Kleinhans, Gertrud, Ronnenberg

zum 96. Geburtstag
Hennings, Ellen, Burgwedel
Nieschlag, Martha, Katensen
Warnick, Elisabeth, Sievershausen

zum 100. Geburtstag
Köhne, Elfriede, Sievershausen

Wir gratulieren:

zur Silberhochzeit:
Jelena und Mario Sterling, Gestorf

zur Diamantenen Hochzeit
Doris u. Karl-Friedrich Seemann, Ronnenberg
Ingrid und Karlheinz Widdel, Mesmerode

zur Eisernen Hochzeit
Marie-Luise und Ernst Hädelt, Ronnenberg

Wir betrauern den Tod langjähriger Mitglieder:

Behne, Bruno, Wülfingen
Bode, Edith, Sievershausen
Dose, Christa, Bad Pyrmont
Ehlers, Lilli, Ronnenberg

Florian, Roland, Nordstemmen
Freise, Heinrich, Idensen
Grothe Christa, Marienhagen
Harm, Hanebuth, Burgwedel
Haustein, Udo, Burgwedel
Heineke, Germen-Immo, Sievershausen
Hensel, Erna, Ronnenberg
von Ilten, Georg, Barsinghausen/Langreder
Jorde, Heinz, Sievershausen
Karlsdorf, Friedrich, Burgwedel
Krüger, Fritz, Katensen
Meinschien, Henry, Großhansdorf
Mohrmann, Wilfried, Hänigsen
Müller, Horst, Katensen
Ryer, G. Stephen, Bad Pyrmont
Ruhrmann, Wilfried, Ronnenberg
Ruperti, Waltraut, Katensen
Sander, Hilda, Hänigsen
Schaumann, Reinhardt, Burgwedel
Schrader, Irmgard, Pinkenburger Kreis
Steinhoff, Henning, Pinkenburger Kreis
Vollmer, Ilse, Sievershausen
Wieckhorst, Ulricke, Wülfingen
Wilhelms, Ilse, Wülfingen
Witt, Gerda, Hannover
Voges, Lucie, Ronnenberg

Leserbrief zu den Beiträgen „Das bewegt uns“ und „Natürliche Zuwanderer und eingeschleppte Arten“ in HEIMATLAND 1/2021

Seit Jahrzehnten bin ich Mitglied im Heimatbund und lese mit Interesse das HEIMATLAND. Natürlich verfolge ich auch das große Engagement des Vorsitzenden Heinz-Siegfried Strelow.

Seine Beiträge in dem Heft 1/2021 sind mir jedoch zu einseitig dargestellt. Sicherlich sind die NGOs im Naturschutz die treibenden Kräfte, aber zu zählbaren Ergebnissen kommt man schneller nur gemeinsam. Zumal hier oft einschneidende Forderungen ohne Wertausgleich besonders die Landwirtschaft betreffen. Und so war es förderlich, dass sich in Niedersachsen ein runder Tisch mit der Politik gebildet hat. Somit kam es demokratisch für alle Beteiligten zu einem akzeptablen Ergebnis, bei dem auch die Ertragseinbußen der Landwirtschaft zumindest teilweise ausgeglichen werden sollen.

Kein Verständnis hatte ein Großteil der Bevölkerung für das Verhalten des NABU unter Führung des Landesvorsitzenden, Dr. Holger Buschmann, über die Fortführung der Unterschriftensammlung mit der Überschrift „Arten- und Insektenschutz“, nachdem der „Niedersächsische Weg“ von allen Verhandlungspartnern (auch NABU) unterschrieben war. Er musste jedoch einsehen, dass er mit seinem Handeln allgemein kritisiert wurde und hat daraus die richtigen Schlüsse gezogen.

Der Wolf ist seit seiner Einwanderung vor ca. 20 Jahren ein in der Bevölkerung kontrovers diskutiertes Thema. Inzwischen ist die Zahl der Wölfe allein in Niedersachsen im letzten Jahr von 230 auf 350 enorm angestiegen. Es haben sich inzwischen 35 Rudel gebildet. Trotz ausgebauter Schutzzäune sind 2020 mehr Nutztiere gerissen als im Vorjahr. Die Kosten für den Schutz von Weidetieren vor Wölfen in Niedersachsen sind auf über 1,7 Mio. € angestiegen. Mehr als eine Verdoppelung gegenüber dem Vorjahr und die Wolfspopulation wird weiter steigen. Finnland, flächenmäßig ähnlich groß wie Deutschland, nur wesentlich dünner besiedelt, hat sich für eine Obergrenze

von 25 Wolfsrudel ausgesprochen. Wenn in dem Artikel von Herrn Strelow von leichter Beute wie ein Schaf berichtet wird, ist das sehr verniedlicht dargestellt. Wer einmal ein von einem Wolf gerissenes Schaf gesehen hat, muss empört sein über diese Form staatlich erlaubter Tierquälerei. Denn meistens werden bei einer Wolfsattacke in einer Schafkoppel mehrere Schafe getötet und schwer verletzt. Dazu kommt, dass in der Folgezeit es vermehrt zu Totgeburten in der Herde kommt, wofür keine Entschädigung an die Halter gezahlt wird. Aufgrund der höheren Arbeitsbelastung und gestiegenen Haltungskosten haben und werden viele Schafhalter die Schafhaltung einstellen. Auch in der Rinder- und Pferdehaltung wird es zu einem Rückgang der Weidehaltung kommen. Besonders die Hobbyhalter können den gestiegenen Aufwand nicht mehr bewältigen. Und dass, obwohl die Schafhaltung nach dem Bericht von Wilfried Otto, Heimatheft 3/2018, eine Jahrtausende lange Tradition auch in Deutschland hat. So schreibt er z. B. „ohne Heidschnucken keine Heide".

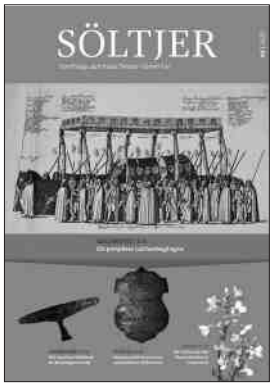
So ist in beiden Artikeln viel Werbung für die NGOs gemacht und den traditionellen Heimatbundmitgliedern, die auch ein Herz für Jagd und Landwirtschaft haben, Unrecht getan. Sicherlich müssen und wollen wir in Sachen Umweltschutz weiter fortfahren. Dazu sind viele Maßnahmen im Gespräch, die jedoch auch wissenschaftlich begleitet werden müssen.

Gerhard Wiegrebe

Unsere Gruppen berichten

Bad Münder: SÖLTJER – Streifzüge durch das Deister-Süntel-Tal

Bd. 45/2021, hg. von der Ortsgruppe Bad Münder im Heimatbund Niedersachsen e.V., 80 Seiten, 12,00 €.



Eine der wenigen durch die Corona-Pandemie kaum beeinträchtigten Aktivitäten im Jahr 2020 war die Arbeit an der Jahresschrift der Ortsgruppe. Besonders bemerkenswert ist, dass für die neue Ausgabe auch drei neue Autorinnen zur Feder gegriffen haben: Nicole Wehrhahn hat sich auf die Spurensuche nach ihrem im Zweiten Weltkrieg verschollenen Großvater gemacht und berichtet nun über sein kurzes Leben in schweren Zeiten. Irmgard Meier knüpft zeitlich unmittelbar hieran an und erzählt, wie sie als kleines Kind von Schlesien in das Deister-Süntel-Tal verschlagen wurde.

Jutta Witthinrich hingegen bringt uns das Werk des vor 10 Jahren verstorbenen, äußerst produktiven Malers Alexander Koch nahe, der 40 Jahre in Nienstedt lebte und auch immer wieder Motive aus der unmittelbaren Nachbarschaft meisterhaft zu Papier brachte.

Erhard Meyers Artikel über die Dampfmaschinen der Stuhlfabrik CASALA ist ein Stück regionaler Industriegeschichte, und der Autor ist dabei von besonderer Sachkunde, da er selbst

noch verschiedene Modelle seines Großvaters besitzt und auf Ausstellungen vorführt.

Mit einem verwandten Thema hat sich Michael Meier beschäftigt. Er berichtet über den frühen Einsatz fahrbarer Kreissägen, mit denen Kleinunternehmer durch die Orte zogen, um ihre Dienste vor allem bei der Zerkleinerung des Brennholzes anzubieten.

In die Zeit der Wasserkraft geht der Artikel von Dr. Kai Witthinrich zurück, der von den Schwierigkeiten der Pächter auf der Hamelspringer Klostermühle im 17. und 18. Jahrhundert, vor allem aufgrund des Mahlzwangs, erzählt. Klaus Offeney erinnert hingegen an eine freiheitsliebende Verwandte aus dem 19. Jahrhundert, die wegen ‚Umhertreibens' als Vagabundin zu einer Werkhausstrafe verurteilt wurde. Bernd Althammer hat den kurzzeitigen Lauenauer Pastor Johann-Heinrich Bracklo, der mit 45 Jahren seinem Leben selbst ein Ende setzte, der Vergessenheit entrissen.

Historisch-volkskundlich ist der Bericht Michael Meiers über frühe Fliegenfallen, und Andreas Wosch zeigt uns den bemerkenswerten Fund eines renaissance-zeitlichen Grabsteins bei Bauarbeiten in Eimbeckhausen.

Dr. Sebastian Dittrich hat die Tierwelt eines alten, ‚naturnahen' Gartens in Bad Münder untersucht und gibt Hinweise, was Gartenbesitzer für eine größere Artenvielfalt selbst tun können. Passend hierzu zeigt der passionierte Tierfotograf Karl-Heinz Menzel eine Auswahl seiner Vogelbeobachtungen im Deister-Süntel-Tal. Dittrich und Jens Becker vom NABU berichten außerdem von einem neuen Projekt zwischen Böbber und Nettelrede, wo auf knapp 5 Hektar eine Magerwiese für Insekten sowie ein Streuobstbestand angelegt werden sollen, um den Lebensraum für zahlreiche Tierarten auszuweiten. Und Michael Meier und Sebastian Dittrich erzählen von bekannten und vergessenen alten Buchen unserer Wälder und ihre Aussichten, ‚in Ruhe' zu sterben und zu sogenanntem Totholz zu werden. Schließlich informiert Friedrich Kunrich in der Sparte ‚Natur' über das neue Kooperationsprojekt zwischen dem Heimatbund, den Niedersächsischen Landesforsten und der Leibniz-Universität Hannover, das die Süntel-Buche in Süntel und Deister wieder heimisch werden lassen soll.

Die Tatsache, dass das von der Ortsgruppe Bad Münder des Heimatbundes betriebene Museum für Stadt- und Regionalgeschichte Bad Münder im Jahr 2021 seinen 50. Geburtstag feiert, wird von zwei langjährigen Mitarbeitern, Diethard Salzmann und Wolfgang Schwanke, gewürdigt, und Monika Lüdtke kann passend hierzu vom Neuzugang einer Kopfhaube mit Silbertressen für die Sammlung des Museums berichten.

Die aktuelle Ausgabe – wie auch ältere Hefte – ist im Buchhandel Bad Münder oder über die Website der Ortsgruppe (www.museum-badmuender.de) zu beziehen.

Dr. Kai Witthinrich

Calberlah: Arbeitskreis Streuobst soll die Pflege der Streuobstbestände erleichtern

Heimatbundgruppe Calberlah kündigt Gründungsversammlung an

Die Gemeinde Calberlah mit ihren fünf Ortsteilen ist in der Fläche recht groß. Streuobstbestände sind dort vielerorts zu finden. Handlungsbedarf besteht allerdings bei der Pflege, mit Hilfe eines Arbeitskreises sollen die Bäume wieder fit gemacht werden. 2019 hat der Heimatbund Calberlah eine Patenschaft für die Calberlaher Streuobstwiese von der Gemeinde übertragen bekommen. Beim Pflegen der Obstbäume fiel der

Heimatbundgruppe Calberlah um Karsten Karwehl gründet Arbeitskreis Streuobstpflege. Foto: Niebuhr

Blick auch auf andere Streuobstbestände in der Umgebung. Deren Zustand gab jedoch Anlass zur Sorge. Kronenbrüche und mangelnde Verkehrssicherheit wurden bei einer anschließenden Begehung der Bestände festgestellt. Einige Baumruinen stellten eine unmittelbare Gefahr dar und wurden vom Bauhof entfernt.

Der Bauhof der Gemeinde Calberlah kann die Pflege aller Streuobstbestände im Gemeindegebiet allein nicht leisten, auch mit der Hilfe des Heimatbundes erscheint der Erfolg ungewiss. Der Kreis der Helfenden muss, soll es gelingen, erweitert werden. So entstand die Idee zur Gründung eines Arbeitskreises.

Neben der Gemeindeverwaltung und dem Heimatbund sollen auch die Landwirte und die Realgemeinde zur Teilnahme am Arbeitskreis eingeladen werden. Denn es gilt, unterschiedlichste Interessen zu vereinen. So sei die Gemeinde für die Verkehrssicherheit verantwortlich und die Landwirte möchten ihre Ackerränder frei gehalten sehen. Der Arbeitskreis soll offen sein für alle, die sich für den Schutz unserer Heimat einsetzen möchten.

Über seine Aufgaben soll der zukünftige Arbeitskreis selber entscheiden. Ideen gibt es bereits, geteilt werden sie jedoch erst in der Gründungsversammlung. Vorschläge kann jeder einbringen mit dem Ziel, die Streuobstbestände zu erhalten und auszubauen. Sie sind ein wichtiger Baustein für die Artenvielfalt in unserer Heimat und müssen gesund sein und regelmäßig gepflegt werden.

Als Termin für die Gründungsversammlung war zunächst der Januar 2021 vorgesehen. Wegen der Corona-Pandemie kann der Arbeitskreis Streuobst erst später die Arbeit aufnehmen. *Karsten Karwehl*

Calberlah: Schottergärten – Freud oder Leid?

Heimatbund Calberlah berät Gartenbesitzer

Für die einen sind sie die Zierde ihres Vorgartens und dazu pflegeleicht. Für andere sind es Steinwüsten, alles andere als umweltfreundlich. Bei Schottersteinen im Garten scheiden sich oft die Geister.

Der Gesetzgeber stellt es jedoch klar. Die Niedersächsische Bauordnung lässt nur kleine Steinflächen gelten, die Vege-tation soll bei der Gestaltung von Flächen überwiegen. Werden Vorgärten in Steinwüsten verwandelt, kann die Bauaufsichtsbehörde einschreiten. Nun mit dem erhobenen Zei-

Kein Beitrag zum Artenschutz – Schottergärten

gefinger auf die Steinbeete zu zeigen, ist einfach, Alternativen aufzeigen besser.

Die Hausbesitzer haben sich beim Anlegen ihrer Flächen viele Gedanken gemacht und ihre eigenen Vorstellungen mit viel Elan und Arbeit umgesetzt, oft nicht ganz preiswert obendrein. Besonders ältere Menschen legen hohen Wert auf die als pflegeleicht angepriesenen Flächen, denn um weiterhin allein ihr Grundstück bewirtschaften zu können, werden Schottergärten als willkommene Alternative angesehen.

Pflegeleicht sind sie aber nur auf den ersten Blick, auch auf solchen Flächen siedeln sich Unkräuter an. Moos und Laub hält sich hartnäckig zwischen den Steinen. Schottergärten, nicht zu verwechseln mit den traditionellen Steingärten, heizen sich im Sommer stark auf. Probieren Sie es selber einmal aus. Stellen Sie sich im Sommer auf ein Steinbeet und dann auf ein Blumenbeet mit Obstbäumen und Ziersträuchern. Was für ein Unterschied! Die unter der Steinschicht ausgelegte Plane lässt kein Tier- und Pflanzenleben zu, es sind biologisch tote Flächen. Zudem kann Regenwasser schlecht versickern, der Wasserabfluss bereitet weitere Probleme.

In Corona-Zeiten hat sich auch durch die erzwungene Ruhe ein Trend entwickelt, hin zum eigenen grünen Garten mit insektenfreundlichen Blühstreifen, Gemüse und Obstbäumen. Ganz nebenbei leistet so mancher dabei seinen Beitrag zum Klima- und Artenschutz, direkt vor der eigenen Haustür.

Was bleibt, ist den Mitbürgern andere Möglichkeiten der Gartengestaltung aufzuzeigen. Solche, die gleichzeitig pflegeleicht und ökologisch sinnvoll sind. Bei der Planung des Gartens und der Außenanlagen rund ums Haus können Schottergärten getrost ignoriert werden, einen geringen Arbeitsaufwand mit ökologischen Aspekten kombinieren ist gar nicht so schwer. Es lohnt sich für unsere Umwelt.

Der Heimatbund Calberlah unterstützt dabei gerne mit Beratung.

Karsten Karwehl

Pinkenburger Kreis: Neues vom Pinkenburger Kreis

Das Jahr 2020 war kein gutes Jahr für unseren Verein! Durch den Tod von Friedrich-Wilhelm Busse und Achim Müller war der geschäftsführende Vorstand fast handlungsunfähig. Mehrfach wurde eine geplante Mitgliederversammlung wegen der Corona-Pandemie verschoben. Weil auch kein Ende der Versammlungseinschränkung in Sicht war, hat sich der verbliebene Vorstand auf eine Briefwahl verständigt. Was auf kommunaler Ebene möglich ist, muss auch im Vereinsleben möglich sein.

Hierzu mussten aber erst einmal geeignete Kandidaten gefunden werden. Es wurden einige Gespräche mit möglichen Kandidaten geführt und abgeklopft, ob sie in das Team passen würden. Endlich war eine gut gemischte Mannschaft gefunden worden, die das Vereinsleben fördern und vorantreiben kann. Erfreulich daran war, dass ohne es zu planen, gut 50% des Vorstandes nun aus Frauen bestehen würde. Nun mussten alle Mitgliedsadressen auf Aufkleber gedruckt werden und diese dann auf Umschläge geklebt werden. Neutrale Rückumschläge mit unserer Adresse mussten erstellt werden. Jetzt kamen der Wahlzettel, der auf farbigem Papier gedruckt wurde, mit dem Rückumschlag zusammen in den adressierten Umschlag. Briefmarke drauf und ab zur Post. Das war bei über 200 Mitgliedern eine Heidenarbeit! Unser Dank hierfür geht an Renate Sausner, die das alles in sehr kurzer Zeit bewerkstelligt hat.

Nach dem Stichtag wurden die zahlreich eingegangenen Wahlzettel ausgezählt. Das

geschah durch ein Team, bestehend aus drei Frauen, die nicht Mitglied des Vorstandes sind (Frau Magdic, Frau Schilling und Frau Müller). Kurze Zeit später stand das Ergebnis fest. Alle Kandidaten wurden mit guten Ergebnissen gewählt. Das ist ein Zeichen von Vertrauen an die aufgestellten Personen, die teilweise recht unbekannt waren.

Der Vorstand besteht nun aus dem 1. Vorsitzenden Hartmut Valentin und seinen Stellvertretern Gabriele Schrader und Wolfgang Heckeroth. Die Kasse führt weiterhin Renate Sausner mit ihrer Vertreterin Gerda Rössler. Oliver Korn wurde zum Schriftführer und Protokollant gewählt. Außerdem komplettieren noch vier Frauen und vier Männer als Beisitzer den Vorstand. Die hohe Wahlbeteiligung und dass das alles so gut geklappt hat, macht uns stolz und gibt uns Kraft für die vor uns liegende Arbeit.

Per Mail und per Telefon hangeln wir uns jetzt durch diese schwierige Zeit. Der alte Vorstand hatte noch Kauf und Einbau einer neuen, zukunftsfähigen Küche beauftragt, die nun auch schon eingebaut wurde. Sie ist komplett aus Edelstahl, wie es in der Gastronomie üblich ist. Unser ganzer Stolz ist der Geschirrspüler, der einen Geschirrkorb binnen 2–3 Minuten blitzblank wäscht und das mit nur 2 Litern Wasser.

Außerdem wurde die Zeit genutzt, um das Inventar im Saal zu reinigen. Nun erstrahlen die antiken Schränke wieder in neuem Glanz. Jetzt warten wir, so wie Sie ja wohl auch alle, auf das ersehnte Ende der Pandemie. Dann laden wir alle unsere Mitglieder zu einer Besichtigungs-Party auf unsere neu gepflasterte Außenfläche ein.

Der neu gewählte Vorsitzende Hartmut Valentin

Bleiben sie alle gesund und uns treu.

Hartmut Valentin

Sievershausen: Gratulation zum 100. Geburtstag von Elfriede Köhne

Unser Heimatbundfreundin, Elfriede Köhne geb. Schrader (genannt Friedchen) wurde am 20. Februar 1921 in Röhrse in ihrem Elternhaus geboren. In diesem Haus ist sie mit einer älteren und einer jüngeren Schwester aufgewachsen und lebt auch heute noch dort und wird von ihrer Tochter gepflegt. Die Eltern von Elfriede haben in Röhrse eine kleine Landwirtschaft und die Dorfgaststätte „Schraders Gasthaus“ betrieben.

1955 heiratete sie ihren Mann. Dieser wohnte im Nachbardorf Sievershausen im ehemaligen Ortsteil „Röddenser Busch“ und betrieb dort ebenfalls eine kleine Landwirtschaft, nebenberuflich war er auch als amtlicher Fleischbeschauer für die Schwei-

neschlachtungen im Ort tätig. Über ihren Ehemann gab es auch später die Verbindung zu der Heimatbundgruppe Sievershausen, die bis heute angehalten hat. Elfriede ist seit über 55 Jahren Mitglied in unserer Heimatbundgruppe Sievershausen.

Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen, die ebenfalls in Röhrse im Elternhaus aufgewachsen und groß geworden sind. Der Sohn Ralf beschreibt aus heutiger Sicht, dass ihm einige Dinge der Kindheit besonders in Erinnerung geblieben sind. So war das Haus immer offen und es war auch immer mindestens ein Eltern- oder Großelternteil zu Hause. Einmal im Jahr wurde bei Köhnes geschlachtet, und das Haus war für mindestens zwei bis drei Tage durch den „Brieten" vom Schlachtekessel im Keller und den Geruch von frischer Wurst geprägt. Auch sonst – besonders im Winter – war das Haus von Köhnes häufiger von „Rauchwolken durchzogen". Diese kamen aus dem kleinen Gastraum, wenn dort zwei oder drei ältere Herren bei Bier und „Schluck" genüsslich ihre Zigarren rauchten.

Zu der Familie gehören zwischenzeitlich vier Enkelkinder mit ihren Familien, in denen es sieben Urgroßkinder gibt. Während sich der Ehemann eher im Bereich der Landwirtschaft wohlfühlte, war die große Leidenschaft von Elfriede Köhne die von den Eltern übernommene Dorfgaststätte. Diese Gaststätte ist natürlich nicht zu vergleichen mit den heutigen Gasthäusern. Es gab keine Speisekarte und bei den Gästen handelte es sich nahezu ausschließlich um Stammkunden. Auch die Öffnungszeiten für die Gäste sahen deutlich anders aus, als dieses heute üblich ist. Sie waren sehr durch die Jahreszeiten und die anfallenden Arbeiten in der Landwirtschaft geprägt. In den Sommermonaten wurde am Abend relativ früh geschlossen, während im Winterhalbjahr einige Gäste auch bis nahezu „zum Kühemelken" aushielten. Einer der ersten Gäste am Vormittag war häufiger der Viehhändler aus

dem Nachbarort. Dieser wollte sich über die ausliegende Tageszeitung über die Viehpreise im Nachbarlandkreis informieren. Da sein Auto jedoch auch allgemein bekannt war, fand sich gelegentlich auch einer der ortsansässigen Bauern ein, um mit ihm über den An- oder Verkauf von Scheinen oder Kühen zu verhandeln. In der späteren Mittagszeit kehrte auch gelegentlich der „Milchkutscher" ein. Dieser sammelte mit seinem Trecker und zwei Anhängern morgens die vollen Milchkannen der örtlichen Bauern von Sievershausen und Röhrse ein und brachte die Milch zur Molkerei in Peine. Anschließend wurden die leeren Milchkannen wieder an die Sammelstellen (Milchbänke) zurückgebracht. Da die erste Station in Röhrse war, standen die leeren Milchkannen der Bauern aus Sievershausen natürlich noch auf dem Gummiwagen. Wenn der Aufenthalt in der Dorfgaststätte mal besonders lange andauerte, ist es auch schon mal vorgekommen, dass die Tochter des Milchkutschers das Fahrzeug mit den leeren Milchkannen abho-

len musste, da die Bauern in Sievershausen ja zum abendlichen Melken auf die leeren Kannen warteten.

Neben diesen Gästen gab es natürlich im Laufe des Tages auch noch mehrere eher kleinere Gruppen, die sich zum „Klönen“ oder Skatspielen in der Gaststätte trafen. Diese Stammgäste kamen aus Röhrse und den umliegenden Dörfern; aber auch aus Peine. Da sich Elfriede Köhne immer auch gern rege an den Gesprächen beteiligte, war sie natürlich auch gut über das aktuelle Tagesgeschehen der näheren Umgebung informiert. Aus diesem Grund kamen auch nicht wenige Gäste häufig mit der Frage: „Na Friedchen, was gibt es Neues?“

Die Gaststätte wurde Anfang der 80er Jahre aus Alters- und natürlich auch aus wirtschaftlichen Gründen aufgegeben. Aber auch danach kommen immer wieder Stammgäste oder die Nachbarn zu einem kleinen „Schwätzchen“ vorbei. Da das Wohnhaus relativ zentral in Röhrse liegt und man aus dem Vorbau des Hauses auch die örtlichen Dorfaktivitäten um die Dorfkapelle herum recht gut beobachten kann, treffen sich dort auch heute noch einige Nachbarinnen mit Elfriede zum Beobachten des Dorfgeschehens. Somit ist Elfriede auch heute noch mit 100 Jahren relativ gut über die aktuellen Entwicklungen im Ort informiert.

Der Vorstand der Heimatbundgruppe Sievershausen und alle Mitglieder wünschen Elfriede weiterhin viel Glück und Zufriedenheit.

Bleib gesund, liebe Elfriede!

Erich Drescher

Sievershausen: Vom Fuhrwerk zum Automobil

Schmiedemeister Richard Bruns errichtet 1928 die erste Tankstelle in Sievershausen

Bereits lange vor unserer Zeitrechnung trugen Pferde maßgeblich zur Mobilität des Menschen bei. Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren hölzerne Fuhrwerke das wichtigste Transportmittel. Pferde wurden vor Kutschen und Wagen gespannt. Ackerwagen, Pflüge und Eggen wurden meist von Kühen oder Ochsen gezogen.

Was heute die Autowerkstatt für uns ist, war damals die Schmiede. Neben den üblichen Schmiedearbeiten, wie Reparaturen von Pflügen, Mähmaschinen und Werkzeugen wurden Hufeisen für Pferde bzw. Klaueneisen für „Rindvieh“ gefertigt und die Zugtiere regelmäßig beschlagen. Die hölzernen Speichenräder der Fuhrwerke wurden vom Schmied mit Eisenreifen belegt und die Radnaben mit Eisenbändern ummantelt. Mit den Ackerwagen mussten zentnerschwere Lasten transportiert werden. Dennoch hielten die Wagen oft über mehrere Generationen. Für Reparatur und Instandhaltung war gute Schmiedearbeit unerlässlich.

Dragoner Richard Bruns

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die von Nutztieren gezogenen Fuhrwerke nach und nach durch Automobile und Traktoren ersetzt. Die entsprechenden Schmiedearbeiten wurden nicht mehr gebraucht. Immer seltener waren das Hämmern, Knallen und Zischen der Schmiedearbeit im Dorf zu hören. Gefragt waren nun Autowerkstätten und Tankstellen.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts betrieb der 1822 in Haimar geborene Ludwig Albrecht in Sievershausen eine Dorfschmiede. Später führte dessen Sohn Heinrich Albrecht den Schmiedebetrieb fort. Dieser hatte keine Nachkommen und vermachte dem Sohn seiner Schwester Wilhelmine, den 1889 geborenen Richard Bruns, die Schmiedewerkstatt.

Ein tragisches Schicksal führte dazu, dass Richard Bruns das Schmiedehandwerk erlernte.

Richard war das dritte Kind von Wilhelmine und Johann Heinrich Bruns. Die Familie bewirtschaftete einen Bauernhof in Blumenhagen bei Edemissen. Noch vor Richards Geburt verunglückte der Vater mit einem Pferdefuhrwerk und starb im Alter von gerade einmal vierzig Jahren. Wilhelmine musste nun mit drei kleinen Kindern den Bauernhof allein führen. Um der jungen Witwe zu helfen, wurde der kleine Richard zu Onkel, Tante und Großeltern nach Sievershausen gegeben. Er war gerade sechs Jahre alt und sollte in Sievershausen eingeschult werden. Schon damals war geplant, dass Richard später die Schmiede übernehmen sollte.

Wohnhaus brannte 1899 vollständig ab

Richards Onkel Heinrich Albrecht war Vorsitzender des Kyffhäuserbundes Sievershausen. Er befandt sich gerade auf einer Vereinsveranstaltung, als ihm die Nachricht überbracht wurde, sein Wohnhaus stehe in Flammen. Das Haus branntt fast vollständig ab. Die Schmiedewerkstatt blieb jedoch wie durch ein Wunder bis auf wenige angekohlte Balken vom Feuer verschont. So konnte der Betrieb der Schmiede zum Glück weitergehen. Die Ursache des Feuers konnte nicht vollständig aufgeklärt werden. Selbst eine Brandstiftung wurde nicht ausgeschlossen. Doch Heinrich Albrecht ließ sich nicht unterkriegen und noch im selben Jahr wurde das Wohnhaus wieder aufgebaut. So steht es noch heute in Sievershausen im Schmiedeweg, der Straße, die nach der alten Schmiede benannt wurde. Heute wohnt die Urenkelin von Richard Bruns mit ihrer Familie in dem Haus.

Tankstelle und Wohnhaus mit geschmiedetem Zaun

Nach der Schule kam Richard Bruns in die Schmiedelehre. Von 1904 bis 1907 erlernte er das Schmiedehandwerk und legte 1920 seine Meisterprüfung ab. Der alte, kunstvoll gedruckte Meisterbrief existiert bis heute.

Als gelernter Schmied konnte Richard sehr gut mit Pferden umgehen. So war es kein Wunder, dass er seinen absolvierte.

Die Dorfschmiede Abrecht war bekannt für guten Hufbeschlag. Neben dem Bau von Wagen, Pflügen, Baubeschlägen usw. wurden in der Schmiede auch schmiedeeiserne

Zapfstelle an der Schmiede – rechts Tochter Irma

Zäune angefertigt. Diese Zäune sind in Sievershausen zum Teil noch zu sehen. So ist z.B. das Wohnhaus der Familie im Schmiedeweg noch heute mit einem eisernen Zaun aus der Schmiedewerkstatt Albrecht eingefriedet.

Im Jahr 1919 heiratete Richard Bruns seine Frau Erna, die Tochter des Arpker Schlachtermeisters Wilhelm Stolte (siehe auch LL&L Nr. 48 S. 32) und übernahm noch im selben Jahr die Schmiede von seinem Onkel.

Während Richard Bruns die Schmiede führte, wurden hier zahlreiche Lehrlinge ausgebildet. Die jungen Männer bekamen meistens Kost und Logis im Hause Bruns. Sie mussten aber auch gelegentlich in der zusätzlich betriebenen kleinen Landwirtschaft aushelfen.

Schon früh erkannte Schmiedemeister Richard Bruns die Zeichen der Zeit

Richard Bruns besaß selbst kein Auto. Dennoch deutete er die Zeichen der Zeit richtig und errichtete schon 1928 neben seiner Werkstatt eine Zapfstelle für Benzin. Das Benzin wurde mittels einer 5-Liter-Glaszylinder-Handpumpe aus einem Vorratstank direkt in den Tank des Fahrzeugs befördert. Zudem wurden Schmierstoffe in Dosen angeboten.

Das Ganze war ein Erfolg und schon bald baute Richard auf seinem Grundstück ein Tankhäuschen mit einem auf Stützpfeilern montierten Dach zum Schutz vor dem Wetter, eine sogenannte Tankstelle. Es war bereits eine markengebundene Tankstelle. Verkauft wurde unter der Marke B.V. ARAL.

Im Jahr 1920 wurde Sohn Heinrich genannt Heini geboren. Es war klar, Heini sollte eines Tages den Schmiedebetrieb und die Tankstelle übernehmen. So erlernte auch Heini Bruns das Schmiedehandwerk und erwarb den Meistertitel. Doch dann machte eine schlimme Krankheit die Pläne zunichte. Heini bereitete sich bereits auf seine Ingenieursausbildung vor, als er schwer erkrankte und 1948 nach längerem Leiden verstarb. Zu der Zeit war es undenkbar, dass die 1924 geborene Tochter Irma die Schmiede weiterführte.

So übergab Richard Bruns 1951 die Tankstelle an Albert Guder. Dieser führte sie bis 1961 am alten Standort weiter. Später eröffnete Albert Guder eine neue Großtankstelle an der Kurfürstenstraße in Sievershausen, die heutige star-Tankstelle.

Ebenfalls im Jahr 1961 stellte Richard aus Altersgründen auch den Schmiedebetrieb ein und setzte sich zur Ruhe. Das Schmiedegebäude wurde 1983 wegen starker Baufälligkeit abgerissen. Das kleine Tankstellengebäude wurde noch einige Jahre als Lottoannahmestelle verpachtet, bevor es Ende des vorigen Jahrhunderts ebenfalls abgerissen wurde.

An die Dorfschmiede erinnert heute auf dem Hofgrundstück der alte Schleifstein aus der Schmiede und natürlich der Straßenname „Schmiedeweg“.

Heiner Behrens, Sievershausen
(Enkel von Richard Bruns)

Unsere Gruppen kündigen an

Gruppe Bokeloh
Auf Grund der Corona-Pandemie haben wir alle Fahrten und Veranstaltungen abgesagt.

Wenn wir neue Informationen haben und wieder Veranstaltungen und Gruppenabende durchführen dürfen, ohne die Gesundheit unserer Mitglieder zu gefährden, werden wir rechtzeitig übe Presse, Aushang im Dorfladen und Info-Zettel informieren.

Veranstaltungen

Jahreshauptversammlung und Heidschnucken-Essen

Aufgrund der Pandemie finden die Jahreshauptversammlung und das Heidschnucken-Essen nicht wie gewohnt im ersten Halbjahr 2021 statt.

Wir hoffen, die Veranstaltungen in der zweiten Jahreshälfte nachholen zu können.

Bleiben Sie gesund!

Das HBN-Präsidium

Neue Bücher

Egbert Strauß/Theo Grüntjens/Cornelia Meutzner: Faszination Birkhuhn. Die letzten Ritter der Heide, 212 S., zahlr. Abbildungen, Initia Medien Verlag Uelzen, ISBN: 978-3-947379-14-9, 29,50 €

Der Anblick von Birkhühnern ist heutzutage wie „ein Sechser im Lotto“ heißt es auf dem Umschlagtext dieses Buches. Dem Verfasser dieser Rezension war das 1993 noch vergönnt, als er im Thüringer Wald zwischen Oberhof und Tambach-Dietharz in fahler Morgendämmerung das markante „Kullern“eines Birkhahnes im Beisein von einem Waidmann und einem Förster erleben durfte. Die damals schon dramatisch kleine Population in Thüringen erlosch wenige Jahre später. In Niedersachsen droht dem wunderschönen Vertreter aus der Gattung der Raufußvögel ein ähnliches Schicksal.

Was um die Jahrhundertwende für Moorbauern noch ein gewohnter Anblick war und

von Hermann Löns in dem Lied „Alle Birken grünen in Moor und Heid“ besungen wurde, ist heute einer der seltensten Vögel auch unserer niedersächsischen Heimat. Die letzten Refugien in der Lüneburger Heide sind denn auch gut gehütete Geheimnisse und allein auf einigen Truppenübungsplätzen gibt es noch etwas größere Populationen. Der fortschreitende Verlust an Lebensräumen führte zu einem extremen Rückgang ihrer Bestände. Zu große Populationen von Prädaptoren, also natürlichen Feinden wie Fuchs, Waschbär und Marderhund, tun ein Übriges. Heute gibt es noch ca. 130 Birkhühner in Niedersachsen; zum Vergleich: in den 1970er Jahren waren es noch 7.700 Tiere.

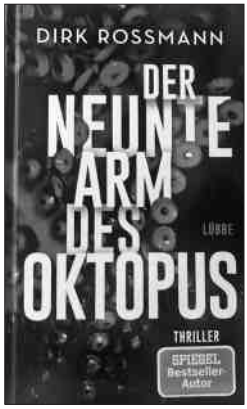
Umso beeindruckender ist das Denkmal, das diesem prächtigen Vogel mit dem vorliegenden Band gesetzt wird. Mit dem promovierten Biologen Egbert Strauß, der für Landesjägerschaft und das Institut für Terrestrische und Aquatische Wildtierforschung der Stiftung der Tierärztlichen Hochschule Hannover arbeitet, fand sich ein fachkundiger Autor zum Thema Birkwild. Seine Texte werden ergänzt von geradezu atemberaubend schönen Fotos von Theo Grüntjens, Leiter der Rheinmetall-Forstverwaltung und auch bekannt durch andere naturfotografische Publikationen. Sehr ansprechend ist die klare Gliederung des Buches, die sich von der Heimat der Birkhühner allgemein auf den Lebensraum im deutschen Norden spezifiziert. Die Systematik und Morphologie des Birkwildes, seine Verwandten, sein Nahrungspektrum, das Balzritual und die Aufzucht des Nachwuchses werden in prägnanten Texten und mit passendem Bildmaterial vorgestellt. Ausgespart werden auch nicht die natürlichen Feinde des Birkhuhns sowie das Verhältnis von Birkhuhn und Mensch. Erkenntnisse aus wissenschaftlicher Forschung geben so interessante Einblicke in die Lebensweise und zeigen sinnvolle Maßnahmen auf, um den „letzten Rittern der Heide“ eine Überlebenschance zu geben.

Heinz-Siegfried Strelow

Dirk Rossmann: Der neunte Arm des Oktopus. Thriller.
Köln: Bastei Lübbe 2020. 396 S., ISBN 978-3-7857-2741-6, 20,00 €

Mit seinem zweiten Buch hat der Großunternehmer Dirk Roßmann auf Anhieb einen weiteren Bestseller gelandet, der innerhalb von sechs Wochen nach seinem Erscheinen im November 2020 acht Auflagen erlebte und auf Platz 2 der SPIEGEL-Bestsellerliste kletterte. Mit seiner 2018 erschienenen Autobiografie „... dann bin ich auf den Baum geklettert!“ gelang ihm dies ebenfalls bereits kurz nach Erscheinen, und er schaffte es Anfang 2019 auf Platz 1.

Dirk Roßmann dürfte heute einer der bekanntesten Niedersachsen sein, wenn nicht der bekannteste überhaupt. 2006 wählten ihn die Leser der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung zum beliebtesten Niedersachsen, 2018 erhielt Roßmann die niedersächsische Landesmedaille. Tatsächlich schreibt sich sein Familienname mit ß. Der Firmenname Rossmann weicht aber aus gutem Grund autographisch von seinem Taufnamen ab, denn das ß ließ sich nur in wenigen Schriftarten als Großbuchstabe schreiben. Außerdem kann man mit dem deutschen ß in den vielen europäischen Ländern und der Türkei, in denen das Unternehmen



Fuß fasste, ohnehin nichts anfangen. Während Roßmanns erstes Buch eindeutig zum Genre Autobiographie gehört, kann sein Roman nicht einer einzigen Gattung allein zugerechnet werden. Sicher ist er ein „Thriller", wie es im Untertitel heißt, und zwar ein wirklich spannender und sehr gut zu lesender. Er ist aber auch ein Science-Fiction-Roman, der in der Gegenwart wie in der nahen und einer ferneren Zukunft spielt; er ist ein Sachbuch, dem eine Reihe von Fachleuten ihr Spezialwissen zur Verfügung gestellt haben, die Roßmann in seiner „Danksagung" auf sympathische Weise aufführt. Der Roman ist außerdem ein Sachbuch über viele Gebiete. Und man könnte ihn ein politisch-gesellschaftliches Manifest nennen, wenn, ja wenn sein Autor nicht Dirk Roßmann hieße, dem diese Art einer Verkündigung eher fremd ist. Stattdessen sagt er schnörkellos und zielgerichtet, was er will – nämlich dazu beitragen, dass unsere schöne Welt vor dem Untergang bewahrt wird und der Menschheit eine Zukunft bietet.

Der Text auf der Cover-Rückseite fasst kurz den Inhalt des Buches zusammen, lässt aber auch deutlich die Absicht des Romans erkennen:

„Eine Klima-Allianz – unsere letzte Chance?

Der Klimawandel – eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes steht uns bevor. Verändert unsere Erde. Verändert unser aller Leben. Das Fiasko scheint unaufhaltsam. Bis die drei Supermächte China, Russland und die USA einen radikalen Weg einschlagen: Sie formieren eine Klima-Allianz, um die Erde zu retten.

Die Forderungen der Allianz greifen dramatisch in das Leben der Menschen ein, und nicht jeder will diese neue Wirklichkeit kampflos akzeptieren. Den Gegnern sind alle Mittel recht. Die Situation spitzt sich dramatisch zu – und plötzlich liegt unser aller Schicksal der Erde in den Händen eines ängstlichen Kochs und einer unscheinbaren Geheimagentin."

Über den Roman und seine Absichten ist viel geschrieben worden und wird noch viel geschrieben werden, zumal sein Inhalt und seine Anlage nach einer Verfilmung geradezu schreien.

Im Übrigen kann man angesichts der derzeitigen Pandemie-Krise nur hoffen, dass die Natur die Rettung der Welt nicht selbst in die Hand nimmt, nämlich durch Ausrottung der Urheber/innen der Katastrophe!

Der Zeitschrift HEIMATLAND des Heimatbundes Niedersachsen, dem 1901 gegründeten ältesten Naturschutzverein im deutschen Sprachraum, steht es sicher gut an, wenn sie auf die Tatsache aufmerksam macht, dass dieser Roman, der in vielen Erdteilen spielt, niedersächsische Wurzeln hat. Das beginnt schon mit seinem Autor, der 1946 in Hannover zur Welt kam – dem Jahr, in dem das Land Niedersachsen aus der Taufe gehoben wurde.

Wie alles anfing, schildert der Autor im „Epilog" (S. 390 ff.), in dem sich vier bekannte Hannoveraner im „Kokenhof", einem gepflegten Hotel in Großburgwedel bei Hannover, zum Skatspielen treffen. Es sind dies der Konzerninhaber und Autor des hier besprochenen Buches, ein Zahnarzt, ein Fußball-Präsident sowie ein ehemaliger Niedersächsischer Ministerpräsident und späterer Bundeskanzler. Letzterer spielt auch eine Rolle in der Romanhandlung selbst und wird namentlich mehrfach genannt. Ein weiterer ehemaliger Ministerpräsident Niedersachsens und späterer Bundespräsident tritt ebenfalls im Romangeschehen auf, aber ohne Namensnennung. Die amerikanische Senatorin Kamala Harris (!) winkt ihm bei einem Empfang 2019 in Peking zu: „Dort stand der ehemalige deutsche Bundespräsident, groß, blond, freundlich, den sie sympathisch fand …"

Neben Hannover und Großburgwedel werden im Roman noch andere niedersächsische Orte genannt, so „Hagenburg am Steinhuder Meer nahe Hannover, Deutschland". An mehreren Stellen des Romans

blitzt bei aller Spannung und Ernsthaftigkeit der Handlung und der aufrüttelnden Botschaft erfrischender Humor auf, etwa bei der Erwähnung einer weiteren niedersächsischen Stadt: „‚Er hat in Europa Antriebstechnik und Maschinenbau studiert.' ‚Wo? Europa ist groß', sagte die Senatorin. ‚Deutschland. In, äh, Clostelsellafell – ich kann das nicht aussprechen.' Chris klang verlegen. Sie blickte auf das Tablet, scrollte nach unten. ‚Clausthal-Zellerfeld' stand da." (Einen Wunsch an den Verlag hätte der Schreiber dieser Zeilen, der seit Kindheitstagen ein Bettleser ist, noch für zukünftige Auflagen des Romans oder neue Bücher des Autors. Ein Lesebändchen, das man noch kurz vor dem Einschlafen an die richtige Stelle zieht, ist hilfreich, nicht teuer und sieht schmuck aus.)

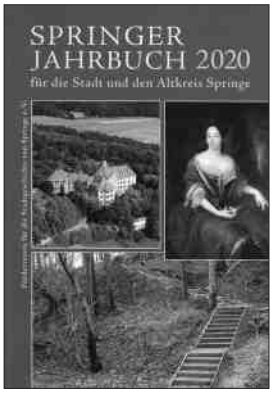
Die Danksagung Dirk Roßmanns endet mit einem Satz, der weltweit zur Maxime unserer Zeit wie der Zukunft erhoben werden sollte: „Wir Menschen hingegen müssen unsere Demut vor der Natur wiederfinden, dann ist vieles, vielleicht sogar alles möglich."

Georg Ruppelt

Springer Jahrbuch 2020 für die Stadt und den Altkreis Springe. Herausgeber ist der Förderverein für die Stadtgeschichte von Springe e.V, Rolf Brings, 1. Vorsitzender, Tel. 0 50 41/6 16 85, 141 Seiten, 5,– €. Gestaltung und Satz: Hugo Thielen Hannover, Druck: Wanderer Werbedruck GmbH, Ronnenberg

Die 16. Ausgabe 2020 des Springer Jahrbuches mit 17 Autoren bietet uns erneut eine Palette von Themen: Ob von Raubgräbern aus Berlin, die ihre Spuren um Hannover herum hinterlassen haben, oder von Funden aus der Römerzeit, den alten Sachsen sowie vom Mittelalter bis hin zu Fragen der Gegenwart, als auch von Ausgrabungen, Jubiläen, historische Personen und Umweltfragen.

Die neue Ausgabe beginnt mit einem Beitrag von Eberhard Cosack, der uns über neue Spuren sächsischer Krieger in der Barenburg (bei Eldagsen, Region Hannover) und über die Schlacht am Süntel 782 n. Chr. informiert. Ute Bartelt, bereits aus vorigen Ausgaben bekannt, bietet uns eine Archäologische Fundchronik 2019 für das Stadtgebiet Springe an. Daniel Lau berichtet über neue Funde der „Posteburg" (Gemeinde Hülsede, Landkreis Schaumburg). Sein Forschungsbericht ist mit vielen Skizzen, Fotos, Abbildungen von Fundstücken, wie Werkzeuge, Münzen, Keramik und Metallteile bebildert. Sven Lübbers und Bernd Ockenfeld schreiben über die Geschichte vom „Jagdschloss Springe" am Deister und deren heutige Verwendung als Jägerhof und Museum für Natur, Jagd und Kultur. Gerhard Mesterwerdt und Andreas Lilge berichten uns über die Bedeutung der Nachtwächter in Springe und Umgebung – nach vorhandenen Dokumenten im Stadtarchiv Springe. Rudolf Zerries hinterfragt in seinem Forschungsbericht, ob Johann Anton Coberg ein Rodenberger war. Udo Mirau schildert uns den Platz von zwei alten „Eimbecker Hausstellen", die für eine Senioren-Wohnanlage weichen mussten.



„Vom Doktorhaus" in Pattensen und seinen Bewohnern berichtet uns Hermann Schuhrk. Schokolade: Von Mittelamerika nach Europa/Springe. Darüber berichtet

Heiko Eppens zur Rolle des Chokoladefabrikanten *Heinrich Göbel*. Dies ist ein kleiner historischer Abriss über einen Weg der Kakao-Bohne (Schokolade – das Getränk der Götter) Von den Azteken nach Europa.

Bernd Althammer berichtet von der vor über 140 Jahren von den Baumeister Conrad Wilhelm Hase im neugotischen Stil gebauten St.-Lukas-Kirche in Lauenau und den frühen ersten Schäden. Ebenfalls von Bernd Althammer stammt ein Bericht über die ersten Stromleitungen vor ca. einhundert Jahren – über den Deister in die Dörfer des Sünteltals.

Über die Geschichte 100 Jahre „Hermannshof Völksen“: Vom friedvollen Sommersitz zu einer Kulturbegegnungsstätte erzählt uns Eckhart Liss. Ernst J. Kirchertz gibt uns einen historischen Rückblick über die Geschichte der Deister-Süntelklinik Bad Münder, einem damaligen Erholungsheim mit Krankenhausaufgaben.

Von Udo Mierau stammt der Beitrag: Ein Lebensabriss von Gunther Gerland, einem Meister im Vorderladerschießen.

Edgar Bergstein berichtet über „Neues vom Feggendorfer Stollen. Sanierung des Bahnhofs am Ende des 1. Bremsbergs“ (2016, „Neue Entdeckungen tief im Deister“).

Michael Borgolte schildert den Rückgang der Wildbienen und anderer Insekten (vom Menschen verursacht). Sein Titel: „Hotelneubau für Biene Majas wilde Schwester“.
Viel Spaß beim Lesen des Jahreskalenders!

Karl-Heinz Schönrock

HEIMATLAND Zeitschrift des Heimatbundes Niedersachsen e. V., gegründet 1901.

Redaktion: Heinz-Siegfried Strelow,
Dr. Georg Ruppelt, Edzard Schönrock,
Karl-Heinz Schönrock

Redaktionelle Mitarbeit: Wilfried Otto

Beiträge werden erbeten an:
Heimatbund Niedersachsen,
Groß-Buchholzer Kirchweg 73, 30655 Hannover
Telefon (05 11) 32 34 90,
Telefax (05 11) 3 63 29 32,
E-Mail: info@heimatbund-niedersachsen.de,
www.heimatbund-niedersachsen.de

Die Inhalte der im HEIMATLAND-Heft abgedruckten Berichte liegen im Verantwortungsbereich der jeweils genannten Autoren und spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.

Sprechzeiten der Geschäftsstelle:
Dienstag bis Freitag 9 bis 12 Uhr.
Die Öffnungszeiten können abweichen und sind auf unserer Homepage ersichtlich!

Redaktionsschluss für Heft 3/2021:
10. Mai 2021

Bankverbindung: Hannoversche Volksbank, BIC VOHADE2HXXX,
IBAN DE85 2519 0001 0030 484000

Erscheinungsweise: Viermal jährlich
Ende März, Juni, September und Dezember.
Der Bezugspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Gesamtherstellung: Druckhaus Köhler GmbH,
Siemensstraße 1–3,
31177 Harsum,
Tel.: (0 51 27) 90 20 4-0,
Fax: (0 51 27) 90 20 4-44,
E-Mail: info@druckhaus-koehler.de

ISSN 2364-9917

Heimatbund Niedersachsen e.V., Groß-Buchholzer Kirchweg 73, 30655 Hannover
ZKZ H 3645 Postvertriebsstück + 4 Entgelt bezahlt, Deutsche Post AG